



F. Masson,

Napoleon I.
zu Hause

EUGEN UND MARIANNE WINTERBERG



F. Gais.



PREPARED FOR EVERY GOOD WORK

EX LIBRIS

REV. HUBERT S. SZANTO O. PRAEM., PH. D.

Napoleon I.

— zu Hause. —

Der Tageslauf in den inneren Gemächern der Tuilerien.

Von

Friedrich Masson.

Uebersetzen und bearbeitet

von

Oskar Marshall von Bieberstein.

Mit 12 Original-Fotbildertafeln von Fr. von Meybach.

== Viertes bis Fünftes Tausend. ==

Leipzig.

Heinrich Schmidt & Carl Günther.

1904.

*Heinrich Schmidt
Nr. 9.7.54*

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Die Etikette.	1
II. Die Gemächer. Der Ueberwachungsdienst.	45
III. Die Toilette.	67
IV. Das Lever.	121
V. Das Frühstück.	137
VI. Das Arbeitskabinett.	165
VII. Die Arbeit.	191
VIII. Das Mittagsmahl.	239
IX. Der Abend.	255
X. Der Sonntag.	271



Digitized by the Internet Archive
in 2024

I. Die Etikette.



I. Die Etikette.

Das alte und das neue Regiment. — Der König. — Der Adel. — Die Geistlichkeit. — Der dritte Stand. — Das Volk. — Das Autoritätsprinzip durch die Revolution beseitigt. — Notwendigkeit für Napoleon, es wiederherzustellen. — Der Ursprung, den er seiner Machtvollkommenheit giebt. — Karl der Große. — Seltsame Aehnlichkeit von Umständen. — Einrichtung des neuen Hofes nach dem Muster des Karolingischen. — Die Großwürdenträger. — Oberhofbeamte des Kaiserreichs. — Ober-Kronbeamte. — Die Etikette. — Ihre Existenz eine Notwendigkeit. — Durch sie allein bestehen die absoluten Monarchien. — Die Etikette bei den Bourbonen. — Napoleon kann sie nicht ganz so wiederherstellen, wie sie war. — Warum nicht. — Der König. — Der Kaiser. — Der Vermittler. — Der Ehrendienst. — Der notwendige Dienst. — Die großen Prunkgemächer. — Die innern Gemächer. — Das Leben Napoleons, wie es wirklich war, hat seinen Verlauf in den innern Gemächern.



Wir stehen vor einer Neuordnung der Dinge.

Aus den Ruinen erstanden ist eine neue Monarchie — darf man Monarchie sagen?

Ohne Zweifel hat der, der in den Tuileries wohnt, allein das Recht, zu befehlen und tritt in dieser Beziehung an die Seite seiner königlichen Vorgänger: bei ihnen freilich hing das Befehlen mit der Geburt zusammen, bei ihm mit Eroberungen. Wenn man aber sein Genie, seine

Arbeitskraft in's Auge faßt, so sieht man ihn nicht mehr neben jenen, sondern hoch über ihnen stehn, und wenn man sieht, wie er alles das aus sich selbst heraus schöpft, was jene von andern besaßen, so fragt man sich: ja, wieviel ist denn da noch nötig, was fehlt ihm da noch an der Summe von Autorität, welche bei jenen einen integrierenden Bestandteil ihrer monarchischen Person darstellte?

Der „allerchristlichste“ König zeigte sich seinen Völkern in einer Aureole, umringt von den leuchtenden Schatten seiner königlichen Vorgänger und von diesen gab es viele – viele. Sie reichten weit zurück bis zu den Anfängen der Nation, und sie waren ihr eng verbunden, ihre Namen geknüpft an jede Gebietsverweiterung, an jeden Sieg, jedes Mißgeschick, sodaß die Geschichte des Königs-hauses zugleich die Frankreichs war.

Hatten diese Könige nicht Stein um Stein das Gebäude errichtet? Hatten sie nicht durch ihre Gesetze und Einrichtungen ihre Stempel auf alles, ja auf jedermann gedrückt, sodaß niemand entfernt daran dachte, er könne auch noch auf eine andere Art regiert werden. Jahrhunderte hindurch hieß, sich gegen Bestehendes auflehnen, soviel als durch den König an den König appelliren. Es genügte ja, da jeder Rechtspruch von ihm ausging, daß der König unterrichtet wurde, um Gerechtigkeit zu üben.

Vor dem Könige, einer Schutzwehr gleich, lag der dichte Schwarm der Edelleute, die ihm nicht aus Eigennuß, sondern alter Tradition entsprechend ihre Zuneigung und ihre Dienste weiheten, sich sowohl durch Stammes-

gebot als Standesehre für gebunden hielten, in seinen Armeen zu dienen — die Königstreue war bei ihnen etwas so Selbstverständliches, daß darüber kein Wort zu verlieren war, und sie es für unwürdig hielten, dieselbe durch einen Schwur zu besiegeln. Sie waren lauter Faberts, und hätten wie einst Fabert ihre Person, ihre Familie, ihr Hab und Gut in die Bresche gestellt für den König, das haben auch die Emigranten bewiesen, das haben sie in der Armee Condé's, in Quiberon, auf dem Schaffot gezeigt. Nichts, bei keinem Volke, kommt dieser aufopfernden Parteinahme einer ganzen Schicht der Nation zu Gunsten der Monarchie gleich.

Um sein monarchisches Bekenntnis zu betätigen, hat dieser französische Adel sein Leben, sein Vermögen, das Erbe seiner Kinder hingegeben, hat Hunger, Kälte, alles Elend — ein Elend schrecklicher als der Tod — erduldet. Und, was merkwürdig ist, er tat dies nach einer Jahrhunderte währenden dominierenden Stellung und nachdem er Jahrhunderte hindurch im Ueberfluß gelebt und man ihn durch die sich steigernden Raffinements der Kultur und durch Mesalliancen, welche er mehrfach geschlossen hatte, um sich zu halten, für herabgekommen hielt. Allein es hat, um ihn von seinen Fehlern und Lastern, in die er verfallen war, zu kurieren, die Pflicht, eine sich klar, unabweisbar, kategorisch aufnötigende Pflicht genügt — nur die Epiderme war von Krankheit ergriffen, das Herz unter dem seidenen Wamms war geblieben, was es unter dem Lederkoller und dem Panzerhemd war: nicht ungehört

verhallte in ihren Schlössern, auf ihren luxuriösen Landsitzen die Stimme der Ehre.

Neben dem Adel stützte die Geistlichkeit den König, ihren weltlichen Bischof, mit der unschätzbaren Macht einer Religion, die sich der Monarchie beigesellt, indem sie die Prinzipien derselben zu den ihrigen gemacht hatten: war doch die Unterwerfung unter das weltliche Oberhaupt eine Garantie für ihre freie Bewegung geworden. Bei der Geistlichkeit gab es keine Nebengedanken über den Ursprung der weltlichen Macht, kein Getüstel über die Formen, in welchen sich dieselbe geltend machte: Gott selber wurde als Stifter des Königtums proklamiert und die Handlungen des Souveräns kamen in Bezug auf Unfehlbarkeit beinahe den Dogmen der Kirche gleich.

Und nun der dritte Stand.

Auch er war mit der Monarchie verbunden durch Tausende von Aemtern im Finanz- und Justizwesen, durch Tausende von Auszeichnungen, die zu erringen waren und die von Stufe zu Stufe, von Generation zu Generation einzelne seiner Repräsentanten schließlich auf einen Platz in der Staatsverwaltung oder bei Hofe gestellt hatten und stellten. Es trennte ihn allerdings vom Könige eine ganze Hierarchie, aber diese Hierarchie hatte eben auch Stufen, die man erklimmen konnte. Es sind Beispiele da, die nachweisen, daß Mitglieder des dritten Standes Stammväter von Herzögen und Pairs wurden. Wohin gelangte man nicht bei finanziell günstigen Verhältnissen, wenn man z. B. seine Töchter gut verheiraten konnte!

Was konnte man nicht alles durch das Parlament erreichen, wenn man sich einen Platz darin erobert hatte! Der Adel hatte seinen Degen, der dritte Stand aber sein Geld. Er kaufte alles, was käuflich war, und was gab es nicht alles zu kaufen! Der dritte Stand hatte ja unzweifelhaft seine Frondeurs, aber es waren deren so wenig, daß sie kaum zählten. Um sie zu vermehren, sodaß sie Bedeutung gewannen, bedurfte es der Ummwälzungen, welche zunächst durch Aufhebung der Gesellschaft Jesu im Schulunterricht eintraten. Solange diese Einwirkungen noch wegfielen, gingen alle Bestrebungen des dritten Standes dahin, sich, wenn man der Landwirtschaft angehörte, die Taschen zu füllen; vorwärts zu kommen, wenn man bei der Justiz oder der Verwaltung oder wenn man von alldem nichts war, in seiner Heimatstadt Würden, in seiner Gesellschaft, seinem Erwerbszweige Geltung zu erlangen. Der dritte Stand war für „égalité“ nur aus Neid — der König aber stand ihm zu hoch, um ihn zu beneiden.

In diesem dritten Stande, das ist wohl im Auge zu behalten, steckte ein Kern von großen Tugenden, namentlich Respektgefühl, dann der Instinkt, der Geschmack, das Verlangen zu erwerben, in die Höhe zu kommen, Sparsamkeit, Rechtschaffenheit. Die Generationen bedeuten nicht viel bei ihm: er hat es nicht eilig und versteht es, für kommende Zeiten zu arbeiten, er hat Geduld.

Einem Könige, der ihn über die Achsel ansieht, borgt er trotzdem sein Geld, wenn er glaubt, daß er dadurch

etwas für sich erreicht; sein Blut aber — sein Blut, das giebt er nicht her. Welchen Vorteil hätte er davon? Und außerdem ist das Sache des Adels. Man erhebe ihn in den Adelsstand und er wird zeigen, daß sich der Mut leichter erlernen läßt, als feine Mäuren. Je geringfügiger die von ihm errungenen Privilegien sind, desto zäher hält er an ihnen fest; rührt man daran, so gerät er außer sich. Er, aus sich selbst, hat die Revolution nicht gemacht; anfangs ist er einzelnen herabgekommenen und verschuldeten Edelleuten, die ihm den Weg gezeigt haben, gefolgt; dann aber hat er lediglich seinen Vorteil im Auge gehabt, und zwar einzig und allein aus dem Grunde, weil König und Adel einander im Stich ließen. Um ihn dahin zu bringen, daß er eine Menderung wünschte und dann dieselbe herbeiführte, mußten Diejenigen, welche alles Interesse hatten, die Menderung zu vermeiden, die Ersten sein, sie zu predigen, diejenigen, welche die Wächter des autoritären Prinzips waren, alle Mienen springen lassen, um dasselbe zu vernichten — der dritte Stand, ohne Führung und Beispiel, hat nie etwas erreicht. Die konstitutionelle Monarchie hätte ihn vollständig befriedigt, weil er unter ihr seine Herrschaft vorausah. Für den König, den er ganz außer Spiel ließ, hat er noch drei Jahre nach der Revolution eine Art religiösen Respekt an den Tag gelegt und es bedurfte, um ihn anders zu stimmen, der drei großen Staatsstreiche: der September-Gräuel, des 13. Vendémiaire und des 18. Fructidor. Der dritte Stand hatte wie der Adel seine Entarteten, hier wie dort

werden dieselben verleugnet; der dritte Stand in seiner großen Mehrheit war royalistisch und ist royalistisch geblieben.

Unter dem dritten Stand, ganz unten, kommt das sogenannte Volk, welches bei feierlichen Gelegenheiten, wenn alle Glocken läuten, in einer goldig und stählern schimmernden Staubwolke ein übernatürliches Wesen gewahrte, funkelnd von Gold und Edelsteinen wie ein Blitz, in goldnem Wagen, gezogen von acht Rossen.

Der Monarch! Keine Annäherung ist möglich, kein zufälliges Inberührungkommen, es sei denn an jenem Tage, da er als der Auserwählte Gottes aus der Kirche kommt und, geheiligt durch dreifache Salbung, seine Hand auf die offenen Wunden der Ärmsten seiner Untertanen legt und sie heilt. Diese Erscheinung wiederholt sich vielleicht bei militärischen Festlichkeiten: dort war es der Priester-König, hier ist es der Erbe von Eroberern, das Haupt, der Führer derer, die Waffen tragen, der von der Vorsehung bestimmte Verteidiger seines Volkes.

Was im Dasein des Königs menschlich und allen Menschen gemein ist, verschwindet in den Augen der Menge; der Begriff dafür verliert sich, er ist verschwunden, denn zwischen dem Souverän und der Menge erhebt sich eine Scheidewand, in der, wie eingelegtes Gestein, die Hofleute flimmern. Es bleibt ein erhabenes, unsichtbares Wesen übrig, voll Wohlwollen und Gerechtigkeit, dessen Wille dem Gesetze gleichkommt, der in einem Palast aus Gold lebt, isst, trinkt, sich schlafen legt, sich im Golde wälzt, ein

Wesen, dessen Langlebigkeit ein Regiment ohne Anfang und Ende, ein ewig währendes, darstellt. Von 1643 bis 1774, also während hundertunddreißig Jahren, nur zwei Könige! Zwei, die denselben Namen haben, beide heißen Ludwig, sie ähneln sich noch dazu zum Verwechseln. Ist es nicht immer derselbe, der angehört individuell, das heißt e i n König zu sein und d e r König geworden ist? Eine Verehrung für den außerhalb der Schranken der Menschlichkeit stehenden Gebieter, dessen Existenz nichts gemein hat mit irdischen Gesezen, der so weit entfernt, so erhaben, so gottgleich ist — ist damit erläutert.

Sezt ist davon nichts mehr vorhanden!

Alles, was Ehrfurcht, Trost, Stolz der früheren Generationen darstellte, ist dahin, ist zerbrochen, zerstört, zersezt, in den Staub getreten. Keine Geseze mehr, aber je nach Laune einer delirierenden Assemblée Dekrete, die, kaum, daß sie ausgesprochen sind, schon Taten werden, und bei denen man sich fragt, ob die Todesstrafe eintritt, weil man ihnen gehorcht, oder weil man nicht gehorcht hat. Keine nationalen Einrichtungen, denn bald liefert England, bald Sparta, bald Rom Muster! Keine Sitten mehr, sondern der Despotismus niederer Instinkte! Alle Klassen, alle Würden, alle Professionen, Hab und Gut in einer Schwinge, welche die Hand eines tauben, blinden, wahn sinnigen Riesen schüttelt! Die Prostitution durch beliebige Ehescheidung Recht und Gesez! Die Familie ist aufgelöst, Freundschaft proskribiert, alle Scham ist dahin: als alleiniger Gebieter, als Souverän aller lebenden

Wesen, gefürchtet, angebetet, das Geld. Das Geld hat den lieben Gott, den König, den Adel bei Seite geschoben, es verleiht Rechte, reißt alle Privilegien an sich, ergeht sich in Tyranneien aller Art, verführt, verdirbt die Seelen und macht aus Frankreich, welches es der Agiotage, dem Diebstahl, den Bankiers Preis giebt, einen ungeheuren Bazar, in welchem alles zu verkaufen ist: das Vaterland, die Gerechtigkeit, Gesetze, Ehre — nur nicht „la gloire!“

Der Mann „de la gloire“, der Mann des Ruhmes — er ist da! Nach einem Dezennium, welches dem parlamentarischen Despotismus, der Anarchie der souveränen Staatskörperchaften gehört hat, ist er da und thut dem Ekel des Volkes Genüge. Mit dem Erscheinen einiger Grenadiere in der Orangerie von St. Cloud ist es geschehen und in demselben Augenblick hat auch das Geld seinen Meister gefunden, denn ihn kann es nicht kaufen... kein Gold der ganzen Welt kann Montenotte und Rivoli bezahlen.

Um Frankreich wiederherzustellen, blieb nichts übrig. Nichts ist da — als die zersehten roten Mäntelchen, besprüht mit Sauche, die im Park von St. Cloud von den fliehenden Hünshundert zurückgelassen wurden und in ihrer roten Farbe ausfahen wie zurückgebliebene Blutlachen.

So heißt es denn: mit Nichts die Nation wieder herzustellen. Dazu ist zunächst der Glaube, der uns Priester, die Ehre, die uns Soldaten, die Rechtlichkeit, die ein Bindemittel schafft für unsre Beziehungen zu andern

Nationen, nötig. Vor allem aber, und um einen Anfang zu machen, muß das Prinzip der Autorität wieder zu Recht kommen, an welchem sich allerdings Jahre lang die Könige vergriffen haben, welches sie zuletzt in Mißcredit brachten: Könige, Königinnen, Minister, Hofleute, noch ehe es zur Beute von Lören, Schurken und Bahnwüthigen wurde.

Wie aber soll man diesem Autoritätsprinzip die nachdrückliche Bedeutung geben, deren es sich unter den Königen erfreute? Ohne Zweifel bringt der junge General aus Italien, aus Aegypten sein persönliches Prestige in die hohe Stellung mit, die ihm angewiesen ist; ohne Zweifel stützt ihn die einmütige Zustimmung der Nation, die nach Sicherung ihrer gegenwärtigen und ihrer zukünftigen Lage verlangt; ohne Zweifel ist er von der Armee wie von einem großen Teile des Volkes bewundert und vergöttert — aber was ist das alles im Vergleich zu der Machtfülle, welche die letzten bourbonischen Könige besaßen, ohne sich darum irgend welche Mühe zu geben und zwar durch den Umstand allein, daß sie geboren waren, der es möglich machte, daß sie, trotz ihrer Mißwirtschaft und ihrer Maitreffen, sechzig Jahre regierten.

Dem Autoritätsprinzip, wie Bonaparte es darstellt, fehlt die göttliche Weihe; es fehlt ihm das Gefolge der Edelleute und deren unverbrüchliche Treue; es fehlt ihm die ungeheuere Flucht vergangener Jahre, welche den früheren Souverän, über alle Verantwortung erhaben, zu einem quasi unpersönlichen Gebieter seiner Völker machte. Schritt

für Schritt geht Napoleon vor, nur sehr allmählich ebnet sich der Weg.

Zu Anfang, ein populärer Staatsbeamter, hatte er eine der Souveränität kaum ähnliche Machtspäre, in welche er sich noch dazu, neben den übrigen Mitgliedern der Regierung stehend, mit diesen teilte; außerdem aber war sie ja durch die ihr gesetzte Grenze von zehn Jahren beschränkt. Die Diktatur hatte ebenfalls von einer königlichen Machtbefugniß nichts an sich, sie war ihm kraft der nationalen Souveränität verliehen, und ihm von Rechtswegen übertragen; in Wirklichkeit hatte ihn ja die Armee dahin gebracht und in sofern war sie ein Ausdruck von Gewaltthätigkeit: durch Gewalt und die Zustimmung des Volkes hielt er sich darin.

Erst mit dem Consulat auf Lebenszeit stellten sich, mit Ausnahme der Erblichkeit, souveräne Prärogative ein — allein Bonaparte blieb ein Beamter, seine Autorität eine vielfach abhängige. Selbst als die letzte Stufe erstiegen ist, als er den alten Königen gleich, den Thron erreicht hat und sein Haupt mit der Krone geschmückt ist, ist er noch an eine außerhalb von ihm liegende höhere Macht gebunden und wenn er auch der Formel „par la volonté du peuple“ (durch den Willen des Volkes) entsagt, so ist er doch gezwungen, anzuerkennen, daß er Kaiser ist auf Grund der Konstitutionen der Republik (*Empereur par les constitutions de la République*), worin ja ein Anerkenntniß der nationalen Souveränität liegt.

Wer über sich noch einen Souverän hat — und wäre es nur das Volk — ist nicht selbst souverän. Napoleons Autorität ist mithin noch weit entfernt von der der Könige. Möge sie noch so despotisch auftreten, möge sie jede Kontrolle von der Hand weisen, möge sie sich in den rigorosesten Formen bewegen, sie wird nie diese potenzierte Energie darstellen, welche der königlichen Autorität innewohnte; sie wird sie nie besitzen; selbst die Bourbonen, wenn sie zurückkehrten, würden sie nicht wiedergewinnen. Die Revolution hat den Zauber gebrochen, sie hat die Doktrin beseitigt, sie hat bewiesen, daß Könige gestürzt werden können; sie hatte hinter sich den Skeptizismus, sie hat der Verehrung ein Ende gemacht. Durch die wiederholten Schwüre, welche sie für ihre verschiedenen Konstitutionsentwürfe forderte, hat sie in der Nation das Gefühl der Treue getötet: Verrat gilt nicht mehr als Verrat, sobald die Politik im Spiel ist, und, um sein gegebenes Versprechen nicht zu halten, findet jedermann in seinem Gewissen Argumente, die ihn entbinden, die ihm gestatten, seinen Platz innezubehalten und, einer nach der andern, allen Regierungen, die einander folgen, mit gleichem Eifer zu dienen. Ludwig XVIII. mag immerhin bei seiner Rückkehr seine Erlasse mit den Worten „achtzehntes Jahr Meiner Regierung“ unterfertigen, und auf diese allein logische Weise die Legitimität seiner Regierung feststellen, er mag sich noch so sehr über die Ereignisse hinwegsetzen, um sein Recht ausschließlich zu betonen, und dieses Recht mag er immerhin als das alleinige und in ihm repräsentierte,

in ihm Fleisch gewordene hinstellen: man glaubt nicht mehr daran — er selber wohl kaum.

Wenn die souveräne Autorität das Prestige, welches sie vor der Revolution besaß, auch nicht wieder gewinnen konnte, so wollte Napoleon doch, als er Kaiser geworden war, dem Geiste der Zeit entsprechend, ihr so viel als möglich zwei Hauptelemente, welche er für wesentlich hielt, wiedergeben, nicht allein weil sie die bourbonische Monarchie so lange aufrecht gehalten hatten, sondern auch weil sie ihm als notwendige Grundlagen und Stützen jeder erblichen Monarchie erschienen.

Sein Thron bedurfte seiner Meinung nach eines übernatürlichen Ursprungs und einer Umgebung von Männern, die ausschließlich der neuen Regierungsform die Befriedigung ihrer ehrgeizigen Bestrebungen und ihres Appetits verdankten, die ihm völlig ergeben waren, wie jener alte Adel den Königen. Er bedurfte zweitens einer Dekoration, welche in den Augen des Volkes ihn auf denselben Platz stellte, wie ihn der umgestürzte Thron eingenommen hatte, und wie ihn die benachbarten Fürsten einnahmen.

Da entstanden nun allerdings die sonderbarsten Schwierigkeiten, denn Napoleon wollte kein fremdes Muster gelten lassen! Es sollte nur in der französischen Geschichte nach solchen gesucht werden. Die letzten Könige aber konnten sie ihm unmöglich liefern, und in ihnen war doch Alles zusammengefaßt, was sich im Lauf der Jahrhunderte gebildet hatte. Napoleon als Begründer einer Dynastie konnte nur zurückgreifen auf solche, die ebenfalls

Gründer in diesem Sinne gewesen waren. Er fand ihrer zwei vor. Der eine war nur ein Grand Seigneur, erwählt von seinen Standesgenossen. Seine Machtvollkommenheiten waren beschränkt durch die Oligarchie, der er sie zu verdanken hatte, und deren Privilegien zu schützen er die Verpflichtung übernommen hatte: keinerlei Aehnlichkeit bestand zwischen der Stellung Napoleons und der Hugo Capet's. Nein — bei einem Herzog von Frankreich, der König von Frankreich wurde, ist für einen Kaiser Napoleon nichts zu holen.

Der andre hatte in den Diensten, welche sein Vater geleistet, eine Empfehlung, von Erbberichtigung war bei ihm kein Rede, auch war er von Einzelnen nicht ausgesucht, sondern vielmehr der Erwählte der ganzen Nation, der bewaffneten Nation, und diese allein zählte. Er hatte seine Regierung erst als gesichert, seine Dynastie erst als wirklich begründet angesehen, als der Papst, der Vermittler zwischen Gott und Menschheit, der geistige Schiedsrichter, über seinem Haupte das Gläschen mit dem heiligen Del ausgeschüttet und ihm die Krone auf's Haupt gesetzt hatte. Die Salbung hätte er von seinen Bischöfen fordern können, aber er wollte, daß das Oberhaupt der Kirche, daß der sie vollziehe, der die Macht hat zu lösen und zu binden, der, von dem alle Weisheit ausgeht.

Da war das Beispiel gefunden.

Die Aehnlichkeit der Umstände springt in die Augen. Wenn Napoleon auch nicht durch seinen Vater empfohlen war, er war es durch seine Siege. Er war von Allen

erwählt: vom Volke und der Armee, und wie Karl dem Großen, war es auch ihm nicht Recht, daß die Volkswahl den übernatürlichen Ursprung ersetzen sollte. Er hatte durch die beiden Konkordate in Frankreich und in Italien die katholische Religion wieder eingesetzt, er glaubte damit, den Wünschen der beiden Nationen zu entsprechen. Vom Papst, und nur vom Papste, grade wie Karl der Große, verlangte er die Investitur.

So wird er seiner Machtstellung den göttlichen Ursprung, der ihr fehlt, geben: er wird die vierte Dynastie mit der zweiten verbinden. Deshalb ruft er bei jeder Gelegenheit die Erinnerung an Karl den Großen wach, deshalb dediziert er ihm das großartige Monument, welches für den Wendômeplatz in Aussicht genommen war, deshalb errichtet er ihm eine Statue in Aachen, deshalb bringt er den Reliquien Karls daselbst eine so ganz besondere Verehrung dar. Vielleicht steckt irgend eine alte, sagenhafte Ueberlieferung der Karolinger, seiner Vorfahren, dahinter, stachelt noch die große Vorliebe, welche er für seinen „erhabenen Vorgänger“ empfindet — vielleicht ist es irgend eine Erinnerung an die byzantinischen Kaiser, von welchen eine andere seltsame Legende ihn abstammen läßt. Aber er braucht ja nur das Buch der Geschichte aufzuschlagen, um zwischen dem Schicksal Karls des Großen und dem seinigen alle möglichen Annäherungspunkte zu finden, so daß sie ihn förmlich aufzufordern, zu verpflichten scheinen, nach keinen andern Mustern zu suchen.

Auch er tritt an die Stelle legitimer Könige mit

einer neuen Dynastie, auch er hat seine Augen auf Italien geheftet, das er zwei Mal erobert hat, auch er hält sein Reich für unvollkommen, wenn er nicht mit seiner Herrschaft über die Franzosen auch die über die Völker der hispanischen Halbinsel verbindet. Auch er hat die Deutschen des Ostens in der Erhebung gegen das Prinzip gesehen, welches er vertritt, und seine Paladine haben mit ihm die Empörung unterdrückt.

Wenn Napoleon sagt: „Ich bin Karl der Große, weil ich wie er meine Krone von Frankreich mit der der Lombardei vereinigt trage und mein Reich an den Orient grenzt,“ so ist das wie ein Aufschrei seines verlangenden Herzens.

Nach dem Ornat Karls des Großen wird das Kostüm für die Salbung entworfen, das Wappenschild, welches man Karl dem Großen zuschreibt und welches den goldenen Adler im blauen Felde zeigt, wird das seinige. Die alten kaiserlichen Insignien, Krone, Szepter und Schwert, werden am Krönungstage von Kellermann, Pérignon und Lefebvre getragen.

Den größten Teil der Titel, mit denen er die Großwürdenträger seines Reiches schmückt, entnimmt er dem heiligen römischen Reich Karls des Großen. Cambacérès wird des Reiches Erzkanzler: der Erzbischof von Mainz zu Karls des Großen Zeit führte diesen Titel. Lebrun wird Erz-Oberschatzmeister, was der Pfalzgraf vom Rhein damals war; Louis wird Connetabel, nicht etwa weil bis auf Ludwig XIII. ein Connetabel die Armee des Königs

befehligte, sondern weil ein Connetabel zu den Paladinen Karls gehörte. Wenn der Titel „Großadmiral“ ohne Präzedenz ist in dem heiligen römischen Musterreiche — in Frankreich existierte er nur unter Ludwig XIV. und ruft nur Erinnerungen an den Grafen von Toulouse und den Herzog von Penthièvre wach — so hat man ihm wiederum die Würde eines „Großfürst“ entlehnt. Es giebt im napoleonischen Kaiserreich einen Vize-Großfürsten und einen Vize-Connetabel, denn im heiligen römischen Reich ist die Rede von einem Vize-Oberschloßwart einem Vize-Obermarschall, einem Vize-Oberkammerherrn und einem Vize-Oberschatzmeister.

So weit es möglich war hat also Napoleon, was die hohen Reichswürden betrifft, entweder Karl den Großen selbst oder dessen Nachfolger nachgeahmt. Auch wird er die vierte Dynastie mit einem „bataillon sacré“, dem ähnlich, welches die bourbonischen Könige in ihrem Adel fanden, umgeben, er wird die Ehrenlegion stiften und einen Adel des Kaiserreiches freieren. In Bezug auf letzteren ist die Assimilation seltsam genug. Wie Karl der Große hat Napoleon seine Herzöge, seine Grafen, und hatte die Absicht, auch Markgrafen zu ernennen. Wenn er Barone und Ritter einführt, so geschieht es nur, weil beide Titel im heiligen Reich vorkommen. Wenn er Fürstentümer stiftete, wie Eßling, Schmühl, Wagram, so geschah dies erst in Wien 1809, und zwar nach dem Beispiel deutscher Kaiser. Wenn er endlich den Söhnen, welche er zu haben hoffte, selbst ehe er noch seine zweite Ehe geschlossen hatte,

(Senatsbeschluß vom 17. Februar 1810), die Titel und Ehrenbezeichnungen eines Königs von Rom beilegt, welcher Beweise bedarf es da noch, um zu zeigen, wie die Erinnerungen an Karl den Großen und sein Reich ihn unablässig in Anspruch nahmen? Hatte er nicht in Deutschland den Titel „König der Römer“, der den Söhnen der Kaiser, das heißt dem nicht gekrönten Kaiser verliehen war, aufgelesen und ließ er nicht in dem Exposé zu dem erwähnten Senatsbeschluß seine Fürredner sagen: „Napoleon versagte es sich in den ersten Tagen seines Ruhmes, in Rom als Sieger einzuziehen. Er behält sich vor, dort als Vater aufzutreten. Er will sich dort zum zweiten Mal die Krone Karls des Großen auf's Haupt setzen lassen.“

Wenn Napoleon auch von einer vollkommenen Identifizierung seines Reiches mit dem Karls träumt, in vielen Punkten ist er doch genötigt, sie aus den Augen zu lassen; um die größtmögliche Zahl seiner alten Waffengefährten zufrieden zu stellen, muß er Titel und Chargen vermehren und hinter den Großwürdenträgern, dort lauter Karolinger, hier „Großoffiziere“ einführen, deren Titel meist keinerlei Amtierung in sich schließt, und nur Bezug haben auf noch kürzlich bestehende Einrichtungen, die von neuem geschaffen werden konnten, ohne der Lächerlichkeit zu verfallen.

Die zwölf Marschälle des Kaiserreiches (zwölf seit Murat und Berthier zu Großwürdenträgern avanciert sind) haben ihrer Zahl nach noch eine gewisse Ähnlichkeit mit

den zwölf Pairs Karls des Großen; aber die zwölf General-Obersten der Kavallerie, die General-Inspektoren der Artillerie und Ingenieure und die vier Küsten-Inspektoren werden vor Valois und Bourbonen keine Vorgänger finden.

Das sind alles nur dekorative Mittel, denn diese Großoffiziere des Reiches werden ebensowenig wie die Großwürdenträger einen täglichen Dienst in der Umgebung des Kaisers haben. Ihre Chargen werden hohe Besoldungen motivieren und glänzende Uniformen schaffen, aber weiter nichts. Bei feierlichen Gelegenheiten werden diese Herren in besonderen, reservierten Gemächern sich zusammenfinden und das Gefolge des Souveräns bilden, sie werden sich um den Thron aufstellen, aber sie werden weder dem Hof Direktiven geben noch den verschiedenen Dienstzweigen des kaiserlichen Hauses vorstehen, es soll in ihnen die Feierlichkeit, die Würde, der Pomp des Kaiserthrones, wie Napoleon ihn wünscht, zum Ausdruck kommen.

Er muß zu dem nämlichen Zweck besondere Offiziere um sich haben, welche Oberbeamte der Krone sein sollen. Wenn diese hohen Ämter von ihm dieselbe Bezeichnung erhalten, welche sie zur Zeit des bourbonischen Hofes hatten, so geschah es, weil in allen monarchischen Staaten ähnliche Funktionen ähnliche Bezeichnungen tragen. Ueberall führt ein Ober-Hofmeister oder Oberhofmarschall die Oberaufsicht über den Haushalt, der Großkämmerer oder Ober-Kammerherr hat alles unter sich, was Haus und Garderobe betrifft, der Groß-Almosenier überwacht alles,

was in's Gebiet der Religion gehört, der Ober-Jägermeister ist der Anordner der Jagden.

Im Anschluß an die Einrichtungen fremder Länder werden andere Nebenämter geschaffen, je nachdem die dienstliche Notwendigkeit vorliegt und sie wirtschaftlich, finanziell nützlich erscheinen. So gab es denn auch einen Ober-Flaschenmeister, einen Ober-Mundschenk, einen Ober-Schlüsselbewahrer, einen Ober-Falkonier, einen Ober-Wolfsjägermeister, einen Ober-Aufscher für Wasser und Wald, einen Ober-Schleppenträger u. s. w. Außer dem Ober-Jägermeister und dem Groß-Almosenier, die sich nicht in allen Staaten vorfinden, findet man doch überall die drei Hauptwürden, die zum Ausputz einer Monarchie gehören und die Majestät des Thrones illustrieren, nämlich: den Ober-Hofmeister, den Ober-Hofkämmerer und den Ober-Hofstallmeister.

Das sind also die Würden, welche Napoleon vor allem einzuführen Veranlassung hat. Aber der Titel „Ober-Hofmeister“ klingt ihm zu anmaßend, ein „Ober-Hof-“ oder „Erz-Marschall“ wie in Deutschland ist besser, Ober-Kammerherr oder Kämmerer, Ober-Hofstallmeister sind notwendig. Er ernennt einen Groß-Almosenier, weil dies von jeher so der Brauch in Frankreich, aus demselben Grunde einen Ober-Jägermeister, auf gleicher Rangstufe mit jenem stehend, einen Ober-Zeremonienmeister, und die Dienstleistungen dieses Herrn sind ja noch viel notwendiger als ehemals: handelt es sich doch darum, alle die Neulinge in Bezug auf Etikette zu unterweisen, einzuexerzieren.

Napoleon richtete sich also im allgemeinen in Bezug auf den Hofapparat ebenso ein wie die andern Souveräne in Europa, und setzt seinen Hof aus denselben Elementen zusammen; er muß wohl oder übel manche Gebräuche, die bei den Bourbonen eingeführt waren, wenigstens nominell — die Zeit Karl des Großen liegt doch in der That schon sehr weit hinter ihm — übernehmen. Aber ob und welche Funktionen mit den wiederhergestellten Titeln zu verbinden sind, das ist noch die Frage. Wie soll er es anfangen, die moderne Geistesrichtung, den Geist der Revolution, die allgemeine Gleichheit, deren Repräsentant er doch nun einmal ist, mit Ceremonien in Einklang zu bringen, die ihm selbst zumider sind, die ihm lächerlich erscheinen? Das Ziel, welches er im Auge hat, geht nicht gerade dahin, die Könige, seine Vorgänger an Prachtentfaltung zu überbieten, wohl aber dahin, dem Autoritätsprinzip jenen Strahlenglanz wieder zu geben, den es vor der Revolution hatte, geht dahin, mit der neuen Regierung eine ansehnliche Zahl Ehrgeiziger zu verknüpfen, welche von selbst kommen, um sich innerhalb der von ihm gezogenen Schranken aufzustellen, und welche, um die Titel wieder zu erlangen, welche sie früher geführt haben, oder um ähnliche Titel zu ergattern, sich von ihren alten Gebietern abwenden. Er wollte durch Ausgaben für große Festlichkeiten, welche er anordnete, der nationalen Industrie zu Hülfe kommen, wollte einen Centralpunkt bestimmen, von dem das Beispiel der Höflichkeit, der feinen Sitte und des guten Tones ausgehen sollte, wollte endlich durch vermehrte Barrieren,

durch die zwischen Kaiser und Volk sich bildende Distanz die Verehrung der Völker für den Thron wieder beleben und steigern. Aber von da bis zu der Wiedereinführung der Funktionen der Ober-Hofbeamten, wie sie unter den Bourbonen bestanden hatten, von da bis zur Wiedereinführung einer Etikette, wie sie vor vierzehn Jahren bestanden hatte, ist ein weiter Weg — hätte er es wirklich gewollt, er hätte es nicht gekonnt.

Die Etikette, über welche Völker, die sich emanzipiert nennen, lachen, weil sie den Begriff für das, dessen Symbol sie darstellt, verloren haben, sie ist in den alten Monarchien auch nicht auf einmal entstanden: sie ist vielmehr das Produkt Jahrhunderte langer Erfahrungen, ist die wohlüberlegte Verwendung alter Traditionen, von denen einige bis auf die Begründer der Dynastien zurückgreifen, andere wiederum älter sind als die Dynastie selbst.

Frankreich hatte von der Hofetikette keinerlei Belästigung. Die Etikette war soviel wie das Hofgesetz, und das ist sie in allen Königreichen, die sich „von Gottes Gnaden“ nennen. Sie als Scherz behandeln, sie lächerlich machen, sie abschaffen, mag wohl die Popularität eines Tages zur Folge haben, aber führt den Sturz einer Monarchie herbei, die zwanzig Jahrhunderte bestanden hat. So handeln wie Ludwig XVI handelte, heißt nichts anderes als den Charakter, mit dem ein König ausgestattet ist, und die Bedingungen, unter welchen es ihm möglich ist, seine Machtvollkommenheit auszuüben, total verkennen.

Ludwig XIV. hat ein „Gesetz der Etikette“ nicht erfunden, er hat es bloß in Anwendung gebracht für sein Königtum, indem er es nach schon vorhandenen Formeln aufstellte; was aber das Prinzip betrifft, so findet es sich, wenn auch unter verschiedenen Gebrauchsformen, ganz ebenso in England vor, wie in Spanien, wie in allen deutschen Monarchien, in der Türkei, in Persien, Indien, China, überall wo ein Monarch herrscht, der durch den Willen Gottes sein Szepter zu führen behauptet.

Dem Souverän von Gottes Gnaden können nur diejenigen nahen, die in der Nation das höchste Ansehen besitzen. Sie sind seine Zeugen und seine Diener; sie wohnen allen Phasen seiner Existenz bei, nehmen Teil an allem, was er tut. Sie sind vor dem Volke für ihn verantwortlich und weihen ihm Dienste, die an sich knechtisch, zu einer hohen Ehre werden, weil es sich dabei um die monarchische Person handelt. Sie haben mit der Verpflichtung, sie zu leisten, zu gleicher Zeit das Recht dazu, und der Souverän kann sich ihnen nicht entziehen, ohne seinen Charakter zu verleugnen.

Da es ein Vorrecht darstellt, dem Souverän nahen zu dürfen — ein teuer erkaufte Vorrecht, denn abgesehen von der Geburtsfrage involvierte jedes Hofamt, in Frankreich wenigstens, eine schwerwiegende Finanzfrage — so mußte das Amt persönlich von dem ausgeübt werden, dem es seinen Titel lieb, und daß dies regelmäßig und pünktlich geschehe, gleichviel ob das Amt ein bedeutendes oder unbedeutendes war, war ein Erfordernis, das sich

von selbst verstand, weil Jeder durch die Verwendung, die er bei Hofe fand, und die ihn so innig mit den Interessen des Souveräns in Beziehung brachte, die Erfüllung höchsten Ehrgeizes erblickte, keinen andern Wunsch kannte als den, den Souverän zufriedenzustellen, keinen andern Gesichtspunkt hatte als den, Fortschritte in der Gunst des Souveräns zu machen. Dieser Glaube an die Monarchie findet durch jeden, der bei Hofe angestellt ist, seine Verbreitung im Volke; niemand, der zu Reichtum kam, oder sich über die andern erhob, war eher zufrieden, als bis er durch sein Geld, oder seinen Degen für sich und seine Nachkommen einen Posten erobert hatte, auf welchem er persönlich dem König dienen konnte.

Damit jede Formalität, welche die Anwesenheit und den Dienst eines der Hofleute motivierte, innegehalten werde, mußte natürlich der Tageslauf eines Monarchen bis auf die Minute geregelt sein; auch durfte derselbe sich nie darüber langweilen, auf solche Weise bedient zu werden; es mußte das innere Gefühl seiner so zu sagen göttlichen Mission dahin Ausdruck finden, daß keine dieser Dienstleistungen ihn ermüdete, daß er die Ueberzeugung hatte, keinen oberflächlichen Zeremoniell zu genügen, sondern Handlungen zu begehen oder denselben beizuwohnen, welche die allerhöchste Bedeutung haben. So findet ein jeder seine Rechnung. Der Monarch schöpft aus der Etikette die Kraft des Glaubens an sich selbst, er wird darum nur höher verehrt und diese Verehrung macht ihn in seinen eigenen Augen größer. Die Beamten seines Hauses halten

sich für die Ersten im Staat, und wenn sie sich auch in Intriguen einlassen, um Gunstbezeugungen zu erringen, so sind sie nie für den Thron gefährlich. Der Adel und der obere Teil des Bürgertums bewerben sich um Aemter, die man ins Unendliche vermehren kann, sie sind ja auch für den Tresor eine unerschöpfliche Quelle von Einnahmen und weisen ehrgeizigen Regungen ein ungefährliches Ziel. Das Volk selbst, sobald es weiß, daß der Souverän durch die berühmtesten Familien, die *grands seigneurs* einer jeden Provinz bedient ist, ihm durch sie aufgewartet wird, empfindet eine höhere Verehrung für den Herrn der Herren.

Eine erbliche Monarchie muß, damit sie bestehen kann, drei Dinge in sich begreifen: der Souverän muß überzeugt sein, daß er in sich die ganze Fülle des Rechtes besitze — seine Umgebung muß die bestimmte Ueberzeugung haben, daß dem Souverän, dieser Inkarnation des Rechtes, zu dienen, ihm die niedrigsten Dienste zu erweisen, die höchste Auszeichnung ist — die Untertanen, alle insgesammt, müssen die Gewißheit haben, daß der Souverän kein andrer sein kann, als er ist, weil er ist, daß er so zu sagen keinen Anfang hatte, so alt ist die Dynastie, und daß er kein Ende hat, so fest gesichert ist die Erblichkeit.

Die Etikette allein ist es, die diese drei Momente sicher stellt. Indem sie in die Hofhaltung das materielle Dasein des Souveräns einschließt, umgibt sie ihn mit einem heiligen Mysterium; und in diesem Mysterium liegt seine Macht. Deshalb wird der völlig absolute Souverän

allmächtig, unnahbar, nur die Höchststehenden gelangen zu ihm, sein Gesicht darf nicht gesehen werden. Selbst die, welche vor ihn gelassen werden, dürfen vor ihm die Augen nicht aufschlagen, um ihn anzusehen. Der orientalische Despot, der abgeschieden in seinem Harem lebt, den nie einer seiner Untertanen zu sehen bekommt, dessen Anwesenheit den Gesandten fremder Nationen nur durch die Aufforde einer traditionellen Musik verkündet wird, oder durch den dröhnenden Schall des Tamtams, ist wirklich konsequent. Er ist der Gesandte Gottes und Gott ist unsichtbar.

In Europa, weil dort die Dynastien noch zu jung sind, und vielleicht einzig und allein aus diesem Grunde, haben die Könige die Logik nicht so forciert, aber sie wären aller Wahrscheinlichkeit dahin gekommen, wenn sie Bestand gehabt hätten. In Frankreich hatte bereits das Hofritual eine derartige Festigkeit erlangt, daß es fast jede Tagesstunde beherrschte und jeder Hofmann eine Notwendigkeit war, nicht weil irgend eine Tradition es so wollte, sondern weil das vorhandene Ritual eine ganze Serie von Aemtern bedingte, die nicht besetzt worden wären, wenn der König sich ihren Dienstleistungen entzogen hätte. Da die Revolution diese Aemter beseitigt hatte, trat auch das Ritual außer Gebrauch. Allein die Tradition blieb, und mit ihr die brennende Frage: ob man denn wirklich auch ein Souverän war, wenn diese Menge fehlte, welche sich damals um den König drängte, wenn man nicht die nämlichen Zeremonien einführte? Wie sollte man aber den Mut, sich diesen

zu unterwerfen, wie sollte man in sich die Ueberwindung finden, alle Tage diese Sklaverei mit anzusehen? Wie sollte es möglich werden, dieser Unzahl von Verpflichtungen zu entsprechen, die zum Beispiel bis in die letzte Zeit der bourbonischen Monarchie einen so einfachen Vorgang wie das „Lever“, die Beendigung der Nachtruhe, begleitete?

Der erste oder Leibkammerdiener, der im Zimmer des Königs geschlafen hat, erhebt sich und läßt die Kammerjunker eintreten, welche leise die Fensterläden und die Tür für die zunächst Folgenden, sich zu den ersten Dienstleistungen Einstellungen, ein wenig öffnen: dies ist die „*Entrée familiale*“. Dann, wenn der König erwacht ist, beginnt bei weit geöffneter Tür die sogenannte „*grande Entrée*“, d. h. höhere Hofbeamte, Minister u. stellen sich ein. Der König hat inzwischen das Bett verlassen: der Oberkammerherr oder der ihm im Dienst zunächststehende „*premier gentilhomme de la chambre*“ überreicht seiner Majestät den Hausrock. Es folgen einige weitere, auf das allergenaueste geregelte Ankleide-Episoden, während deren eine Anzahl weiterer *Entrées* stattfindet, wie die „*entrée des brevets*“, „*entrée des ambassadeurs de famille etc.*“; wenn der König sich die Hände wäscht, fünfte, wenn er das Hemd empfängt: sechste *Entrée*.

Wer diese *Entrées* sähe, ohne zu wissen, was sie bedeuten, würde glauben, es handle sich um ein Molière'sches Lustspiel. Dieses Chaßieren und Tänzeln der Herren, diese tiefen, ehrerbietigen Verneigungen stellen ein religiöses

Ballet dar — tanzen nicht die Priester alter Religionen um ihr Idol?

Zu den geschätztesten Vorrechten gehört das: Wein-geist über die Hände des Königs zu gießen oder ihm das Weihwasser zu reichen, indem ein Ärmel seines Rockes emporgestreift wird.

Zu den höchsten, viel umstrittenen Hofehren aber zählt die Zeremonie der Darreichung des Hemdes. Zunächst zur Darreichung berechtigt waren die „Söhne und Enkel Frankreichs“, nach ihnen die „legitimierten“ Prinzen, es folgten der Oberhofmarschall, der Oberkämmerer und in hierarchischer Stufenleiter noch viele andere. Das Hemd war erwärmt und mit einer blauen Decke umhüllt, es ging oft je nach dem Range der Eintretenden aus einer Hand in die andere, bis es an seine Bestimmung gelangte. So kam es zuweilen vor, daß der König vor Kälte zitternd, während zwei Kammerdiener den Schlafrock wie eine Gardine vor ihm hielten, in Geduld auf dieses unentbehrliche Kleidungsstück warten mußte.

Einem solchen Zwange konnte sich Napoleon unmöglich fügen — auf sein Hemd warten? Seine Zeit erlaubte es ja gar nicht.

Sein Leben ist ja durch Arbeit so völlig in Anspruch genommen, daß er derselben nicht ganze Stunden abringen kann, um solcher faden Aufführungen willen. Wie wäre es auch möglich, hinter diesem, von den Kugeln des 10. August durchlöchernten Wänden, in diesem Palais, dessen Parkett noch rot ist von dem Blut der getöteten Schweizer

und der erwürgten Edelleute, daran zu denken, den Maßlaß der Könige anzutreten! Gibt es nicht allerhand Dinge, die in Bezug auf sie, den majestätischen Eindruck einer Tradition, in Bezug auf ihn wie ein Karnevalscherz erscheinen mußten? Ceremonien müssen, damit sie Eindruck machen, damit sie Respekt einflößen und die Würde des Thrones fördern, zum wenigsten etwas ernstes haben und ernst aufgenommen werden, sie müssen irgend einen Sinn haben, sie müssen, wenn sie auf keiner Ueberlieferung basiren, doch eine Erinnerung wachrufen.

Es giebt aber keine Tradition außer einer bourbonischen, kein Andenken außer dem ihrigen: Nichts giebt es, was der neuen Dynastie zu eigen wäre.

Um einen Kultus ins Leben zu rufen, muß man sich nach Priestern umsehen, und diese Priester müssen der Religion, deren Mysterien sie zelebrieren sollen, ergeben sein. Napoleon aber konnte unmöglich in seinem Innern die Gewißheit über seine Souveränität haben, wie sie die Könige, die Nachkommen Hugo Capet's, hatten. Für ihn ist die Etikette einfach eine Nothwendigkeit, die mit der Monarchie verbunden ist, aber in keiner Weise ein Bekenntnis=Artikel. Auf seine Person angewendet ist sie eine Vorschrift, ein Gesetz, welches er erläßt. Aber wieviel Verordnungen sind nicht in zehn Jahren vergessen! Die Etikette, welche er einführt, wird befolgt werden, weil er der Repräsentant der Macht ist, von einer Bewunderung für dieselbe aber keine Rede sein. Die Leute, welche die Revolution durchschritten haben, werden sie nur

ernst nehmen, sobald es sich um ihre eigene Person handelt, und die Leute, die aus den Regionen des ancien régime stammen, werden in ihr nur eine Parodie des früher Bestandenen sehen; ja in ihren Augen wird diese Etikette keine eigentliche Etikette, das heißt ein Zeremonial-Kodex, dessen Paragraphen einer wie der andere durch irgend einen Vorfall bestimmt sind, dessen Vorschriften durch irgend einen Umstand, ein Beispiel erläutert sind, sein, diese Etikette werden sie nur als eine ausgegebene Parole auffassen, welche solange in Geltung ist und solange vorhält wie der, der sie ausgegeben hat.

Es ist also gar nicht daran zu denken, das ganze monarchische Zeremoniell zu adoptieren, nicht daß Napoleon etwa befürchtete, er werde, damit umhüllt, sich lächerlich machen. Er habe das Gefühl für das Lächerliche nicht, so hat er einmal gesagt, die Macht sei nie lächerlich; er will sie deshalb nicht wieder herstellen wie sie war, weil sie ihn überall behindern würde, vor allem aber kann er es nicht, weil er um sich her nicht jene Menge sieht, die ihre Anwendung bedingen würde, wie es bei den alten Königen in Bezug auf die Edelleute der Fall war.

Seine Kriegskumpane sind für solche Dinge und Aemter nicht geeignet. Ihre Galoppaden durch Europa, hinter sich den Tod im Sattel, haben ihre Rücken nicht so geschmeidig gemacht, um sich für die Antichambre zu eignen. Sie haben keine Idee davon, wie man solchen Diensten entspricht, und würden die seltsamsten Bücke

schießen. Die alten Gebräuche setzen die entsprechende Geburt und eine darauf hinielende Erziehung voraus.

Selbst die jüngeren, die noch nicht die höchste Stufe erflommen haben, und die bis dahin die „Konsulats-Familie“ bildeten, Männer, die alle Hand und Herz haben, sind dazu untauglich. Ohne weiter nach ihrem Ursprunge zu forschen, sich um den Stamm zu kümmern, an dem sie erblühten, oder um die Schule, aus der sie hervorgingen, hat Bonaparte sie berufen, je nach Umständen und den Zeiterfordernissen: die einen wegen ihres guten Aeußeren, die andern wegen ihrer Bravour, ihrer Intelligenz, ihrer Ehrenhaftigkeit, jene bei der Belagerung von Toulon, diese am Tage des Vendémiaire, die einen in Berthier's Generalstab, die andern auf der Wahlstatt von Marengo; es gab auch Edelleute darunter, aber nur wenige, und von jenem niedern Adel, der nie in die Nähe des Hofes kam. Nur einer ist aus hohem Hause, und sein Name gerade ist es, und zwar mehr als sein militärischer Wert, der Veranlassung zu seiner Berufung in den Generalstab wurde.

Was die sogenannten Palast-Präfecten betrifft, welche er schon damals ernannte, um bei den Empfängen die Honneurs zu machen, das Ceremoniell zu leiten, für die Verpflegung zu sorgen, so sind sie meistens bürgerlichen Herkommens, vielleicht Familien der Finanzwelt angehörig und in Sachen der Etikette nur wenig geschult, da sie am früheren Hofe doch nur äußerst bescheidene Stellungen innegehabt hatten: es sind jene Leute, welche ihrem Namen

gern den eines Gutes hinzufügten, um nach zwei oder drei Generationen mit einem usurpierten Titel, mit einem Namen geschmückt zu erscheinen, der doch nur Contrebande ist.

An die alten Grands Seigneurs wirklich vornehmer Rasse, welche der Krone Frankreichs ihren Glanz verliehen hatten, war nicht zu denken; diejenigen von ihnen, welche nicht auf dem Schaffot gefallen waren, lebten exiliert im Auslande, treu ihrem depossedirten, nicht aber entthronten König. Der Groß-Almosenier Frankreichs, der Cardinal Montmorency-Laval, weilte in Altona, vom Prinzen Condé, dem Prinzen Guéméné, dem Prinzen Lambesc, dem Herzog von Penthièvre, den Prinzen des königlichen Hauses und des Hauses Lothringen konnte keine Rede sein; der Obermundschenck, Marquis von Berneuil, war tot, der Herzog von Brissac ermordet, der Marquis de Baudreuil war beim König, der Ober-Wolfsjägermeister, Graf von Hauffonville, gehörte zu den Emigranten; er starb, nach Frankreich zurückgekehrt, 1806, und erst vier Jahre später stellte sich sein Sohn vor, um Kammerherr zu werden.

Von den ersten Edelleuten des königlichen Haushaltes, den Capitänen der Gardes &c., welche im Jahre XII um die Tuilerien herum zu sehen waren: den Richelieu, Durfort, Aumont, Fleury, Noailles, Luxembourg, Boix war ebenfalls keine Rede. Der hohe Adel war in weit größerer Zahl, als gewöhnlich angenommen wird, dem angestammten Gebieter treu geblieben; einige jüngere Mitglieder konnte in späteren Jahren Napoleon wohl anwerben, aber

die Häupter der alten Geschlechter waren sobald nicht, wenn überhaupt jemals, für ihn zu haben.

Ohne rege Beteiligung dieser vornehmen Gesellschaft war aber die Wiederherstellung der alten Etikette ein Ding der Unmöglichkeit, diese Leute allein besaßen ja das Geheimnis, sie hatten Jahrhunderte hindurch zwischen König und Volk gestanden, ohne daß dieses murrte, weil sie durch ihr glänzendes Auftreten, durch ihre Dienstleistungen der Majestät des Thrones noch ein besonderes Relief gaben.

Es sind Gründe anderer Art vorhanden, welche dem Unmöglichen — etwas, was Napoleon bekanntlich sonst nicht zugeben wollte — in seinen Augen noch einen besondern Nachdruck gaben.

Die alte Monarchie wurzelte in einer ihr zu gute kommenden Einbildung, die neue war in der hohen Meinung, welche die Nation von ihrem Chef hatte, begründet. Senes Königtum erhielt sich durch ein Mysterium, durch die Unkenntnis, in welcher sich das Volk in Bezug auf den Wert seines Königs befand, dieses, das Empire, lebte durch den fortlaufenden Verkehr des Kaisers mit den Soldaten, durch das Anerkenntnis, welches alle Bürger seinem Genie darbrachten.

Das bourbonische Frankreich bestand, so wie es war, weil Jahrhundert um Jahrhundert es also aufgebaut hatten, weil, wie schon früher gesagt, jeder König seinen Stein dazu herbeigebracht, jede Königin ihm ihre Mitgift einverleibt hatte, weil jede der Völkerschaften, aus denen

es bestand, indem sie die Souveränität des Königs über sich ergehen ließ, annahm oder erbat, ihre eigenen staatlichen Einrichtungen bewahrt hatte, weil diese kleinen Nationalitäten, deren einziges Bindemittel der König darstellte, ihre Lebensweise, ihre geistige Tätigkeit, ihre Sprache, ihre Gewohnheiten beibehalten und sich nie, trotz aller Versuche, mit einander zu einer einzigen großen Nation verschmolzen hatten.

Nirgends war ein gemeinsames Streben, ein einheitliches Ziel, gleiches Gesetz. Der König von Frankreich, der in Wirklichkeit nur König von Isle de France war, hätte eigentlich, wie andere Souveräne es taten, in seinem Titel, wenn er nicht „der Höchste nächst dem Himmelskönig“ gewesen wäre, die Herzogtümer, Fürstentümer und Grafschaften aufzählen müssen, die ihm zugefallen waren. Er hätte auf diese Weise eine unumstößliche Wahrheit verkündet. Der König allein gab diesen verschiedenen Elementen eine anscheinende Kohäsion. In ihm allein mischten sich die Rechte, welche weit weniger infolge von Eroberungen, als infolge der Zustimmung der Stammeshäupter auf ihn übergingen. Auf ihn, nicht als König, sondern als Herzog, Fürsten oder Grafen ging die lehnsrechtliche Hierarchie eines Herzogtums, Fürstentums, Grafentums über.

Eine Säule dieses Königtums erschüttern, hieß soviel wie das ganze Gebäude in Gefahr bringen; man mußte im Vertrauen auf die Zeit leben, festhaltend daran, daß das, was sechshundert Jahre zu seiner Entwicklung ge-

braucht und seit zwei Jahrhunderten eine Formel gefunden hatte, noch manche Regierung hindurch bestehen würde. Die Maschine war ja im Gange, man mußte sie gehen lassen, wie sie ging, ohne etwa unnützes Räderwerk zu beseitigen oder das Verbrauchte durch neues zu ersetzen. Es hatte ein jeder seinen bestimmten Platz, eine jede Einrichtung, so sehr sie sich auch überlebt haben mochte, hatte ihren Grund zu bestehen, ihren Nutzen, ihre Notwendigkeit. Man mußte, damit den Völkern der Respekt blieb, damit sie die Risse nicht sähen und nicht in Versuchung kämen, die Maschine zu demolieren, dafür sorgen, daß dieser ungeheuerliche, dieser seltsame Mechanismus, der so staubig und abgenutzt war, in eine Art von nebelhaft vergoldeter Atmosphäre getaucht werde, in welcher die Gegenstände in einander verschwammen und nur, die noch imposante Masse zu erkennen, möglich war. Würden die Könige nur etwas die Dichtigkeit des Schleiers lockern, so ginge auch der Respekt verloren. Sobald sie ihre Maschine berühren würden, um sie auszubessern, bliebe sie stehen. Eine Zeit lang drehen sich dann die Räder noch, aber die große Feder ist hin. Bald bricht die ganze Masse von verrostetem Eisen, von verwittertem Holz wie von selber zusammen, mit der Gefahr, die ganze Nation zu zermalmen und weithin die Erde mit Trümmern zu bedecken . . .

Aber das Volk schüttelt sich, wird lebendig, verbeißt sich darauf, leben zu wollen. Von Herzogtum zu Herzogtum, über die beseitigten Barrieren hinweg, spricht man mit einander und ist erstaunt, daß man sich versteht.

Bald macht man auf beiden Seiten einen Schritt der Annäherung, man wird mit einander bekannt, man fällt sich in die Arme. Man hat dieselben Abneigungen, dieselben Bedürfnisse, dieselben Interessen, dasselbe Ideal. Und von einem Ende des Königreichs bis zum andern — es hatte ja nichts gemein wie den König — fühlen die Leute verschiedener Rassen, verschiedener Spracharten, sich von demselben Schauer überrieselt: Sie wollen eine Nation sein, denn sie sind — *la France!*

Von dieser Nation ist Napoleon der Auserwählte. Seine Maschine hat er selbst hergestellt, er hat sie nach seinem und dem Willen Frankreichs konstruiert. Sie ist neu, solide und verliert nicht dadurch, daß man sie in der Nähe ansieht. Die Federn von Stahl, welche er hier und dort vom Boden aufgelesen hat, hat er für ihren Gebrauch zugerichtet; er hat sie mit neuem Räderwerk in Verbindung gebracht, das die Nation selbst ihm lieferte. Er hat darüber gewacht, daß nichts Fremdes dazwischen komme, von dem Gedanken ausgehend, daß Frankreich sich selbst genügen könne und nicht mit Erborgtem zu leben nötig habe. Er hat seine Maschine so hoch und so umfangreich gemacht, damit sie die Welt regiere, er hat sie so fein und empfindlich gemacht, daß sie sich, jedem Fortschritt entsprechend, biegen und jeden neuen Anforderungen nachgeben könne; hört ein Rad auf, sich zu drehen, so wird es entfernt. Ist eine Feder abgenützt, so wird sie durch eine andere ersetzt — die Maschine bleibt immer im Gange; sie ist von ihm selbst unabhängig. Er stellt nur die

stärkste bewegende Kraft, nicht aber den durchaus notwendigen Motor dar. Damit sie in vollstem Gange sei, ist es allerdings nötig, daß er der Meister des Ganzen, der Erwählte Aller sei; aber selbst, wenn man ihr diese krönende Macht nähme, würde die Maschine im Gange bleiben.

Er begreift sehr wohl, daß er das Recht, Der zu sein, der er ist, der nationalen Souveränität verdankt. Wenn er z. B. die Dynastie, welche er zu stiften im Begriff ist, mit der der Bourbonen vermischt, wenn er in gewisser Beziehung deren Thronfolge gelten lassen wollte, wenn er darauf hienzielte, seiner Souveränität ein ähnliches Aeußere zu geben, so dürfte ihn doch nichts abhalten, mit seinem Souverän, der Nation, in Verbindung zu bleiben. Sobald seine Macht ihm derart fest begründet zu sein scheint, daß er jedem Unwetter trogen kann, braucht er ja vor der Nation auch nicht mehr anders zu erscheinen, als inmitten blendenden Pompes, in kaiserlichen Gewändern, das Geheimnißvolle um sich her fördernd und sich im Harem unsichtbar machend. Wenn aber schlimme Zeiten kommen, das vereinte Europa ihn bedroht, da muß er doch wieder unter das Volk gehen, sich ihm im Soldatenrock auf Straßen und Plätzen zeigen, sich familiär mit ihm machen — so klar ist er sich darüber, daß eine jede Machtbefugnis vom Volke ausgeht, und daß nichts, was sich ohne dasselbe vollzieht, einen Rechtsboden hat.

Da er nach allem zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß es für sein Prestige, im Angesicht der regierenden

Fürsten Europas, notwendig ist, einen Hof einzurichten, eine Etikette einzuführen, und da er zugleich findet, daß weder für sein Temperament, das sich nicht fügen, noch für seine Arbeiten, die darunter leiden, noch für seine Machtvollkommenheit, die dadurch beeinträchtigt werden würde, die Wiederaufrichtung des alten Hofes, die Wiedereinführung der alten Etikette angezeigt wären, ja, daß darin Gefahr und Nachteil lägen, so muß er hier wie bei verschiedenen anderen Gelegenheiten einen Mittelweg einschlagen und wie in der Gesetzgebung, der innern und äußern Verwaltung, der finanziellen und Bodenbesitz-Regulierung den Vermittler spielen. Er muß eine Formel finden, welche die Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet und welche der neuen Monarchie, neben dem Aufsehen, welches sie erregen, neben dem Glanz, in welchem sie erscheinen soll, in der Absonderung seiner Person, die er für notwendig hält, eine gewisse Unabhängigkeit sichert. Diese Formel muß den Souverän in seinem Privatleben unbehindert lassen, ihn in einer fortwährenden Berührung mit der Armee erhalten, ihm bei seiner Arbeit für das öffentliche Wohl freie Hand lassen, muß ihm endlich möglichst viele Beziehungen zur Nation eröffnen, damit er von allen bedeutenden Strömungen, welche sich in derselben einstellen, unterrichtet sei. daß er Gesuche, welche Privatleute an ihn richten, direkt empfangen und es ihm auf diese Art möglich werde, Ungerechtigkeiten oder Uebergriffen seiner Beamten zu begegnen.

Diese Formel hat er wirklich gefunden, nur verlange

man nicht, er solle gleich beim ersten Entwurf das Richtige treffen. Er unterscheidet in seiner Person zwei Wesen: das eine hat Bedürfnisse, gleichviel ob physische, intellektuelle oder moralische, welche respektiert und welchen ein gewisser Spielraum gelassen werden muß, das andere ist abhängig von seiner Rangstufe, ist seiner Stellung unterworfen und wird vom Oberzeremonienmeister dirigiert, es ist ein Wesen für Repräsentation und Pomp, dessen Tun und Treiben die Etikette regelt und welches, sobald es in offizieller Form auftritt, allen Gebräuchen unterworfen ist, welche in absoluten Monarchien bestehen. Der Mensch bewahrt seine Rechte zu denken, zu arbeiten, nach seinem Geschmack zu leben, nach seinem Gelüft zu speisen, der Souverän fügt sich in eine Umgebung, welche von seiner Stellung bedingt ist, aber von dieser Umgebung empfängt er nur symbolische Dienstleistungen, welche nur Pflichten vorstellen, für welche seit grauer Vorzeit Aemter geschaffen waren, aber nicht erheischen. Dies betonte Napoleon so gern, wenn er sagte: er wäre der erste, der die Dienste, welche der Ehre gebührten, von denen, welche eine Nothwendigkeit wären, abge sondert, an Stelle von unwürdigen Handreichungen etwas gestellt hätte, was lediglich dekorativ wäre.

Er sagte: „ein König ist in der Natur nicht vorhanden, er ist nur in der menschlichen Zivilisation; es giebt keinen in nacktem Zustande, er existiert nur in Kleidern.“ — In Bezug auf ihn selbst ist das wahr, ist aber falsch in Bezug auf die Könige kraft göttlichen

Rechtes. Sie existieren allerdings in der Natur nicht, weil sie eben über der Natur stehen. Ihre Machtvollkommenheit ist übernatürlich durch ihr Entstehen, ihre Fortdauer. So wenigstens wird sie von den Königen aufgefaßt und von ihrer Umgebung verstanden. Ob sie die Insignien ihrer Macht an sich tragen oder nicht, hat nichts zu sagen. Ihr königlicher Charakter ist unauslöschbar und ist unabhängig von der Ausübung der ihnen verliehenen Macht. Die Salbung, welche die meisten von ihnen in Reims empfangen, ist für sie keine Investitur, sondern eine Einweihung. In nacktem Zustande sind sie Könige, ebenso wie unter Kleidern und die häuslichen Funktionen, welche die Großen des Landes verrichten, sei es um sie an- oder um sie auszukleiden, bestätigen die Permanenz des königlichen Wesens.

Für Napoleon ist seine Würde neu, sie hängt mit einer dreifachen Investitur, einer militärischen, einer nationalen und einer religiösen zusammen. In der Vergangenheit giebt es nichts, an das sie sich knüpfe, für die Zukunft bindet sie sich an nichts. Die Dienste, die man ihm widmet, haben die Souveränität im Auge, mit welcher er bekleidet ist, eine Souveränität, deren äußere Zeichen er tragen soll, nicht aber den Menschen, der für sich privatim leben kann wie er will — ohne am Königtum zu sündigen, wie es Ludwig XV. und namentlich Ludwig XVI. taten.

Dieser Unterschied ist vielleicht Napoleon nie klar vor Augen getreten, oder, und das erscheint wahrscheinlich,

hat er sich darüber, selbst auf St. Helena, nicht aussprechen wollen, denn es hätte ja allerdings darin das Zugeständnis gelegen, daß seine Machtvollkommenheit hierin der der Bourbonen nicht gleich gekommen wäre. Er konnte sich dieser Wahrheit jedoch nicht entziehen, wie aus seinem Klageruf hervorgeht:

„Wenn ich mein Enkel gewesen wäre!“

Er war sich wohl bewußt, welchen Umfang seine Macht gehabt haben würde, wenn sie vor ihm nur zwei Generationen schon bestanden hätte, er giebt damit zu, wie sehr die Tradition seinem monarchischen Bau fehlte; wie sehr er, so wie er den Boden des demokratischen Rechtes verließ, um nach göttlichen Rechten für seine Macht zu suchen, hinter denen zurückstand, an deren Stelle er trat, weil er — der doch das Wort „unmöglich“ nicht gelten lassen wollte — sich dabei an etwas stieß, was stärker war als er: die Zeit, welche allein den königlichen Dynastien eine Weihe, und ihnen in den Augen ihrer Völker etwas Göttliches giebt.

Um das, was die Begründung seiner Macht darstellt, mit Dem zu versöhnen, was bis dahin die Repräsentation der Macht war, ist Napoleon also genötigt, zwei Existenzen zu haben: die eine hat zum Schauplatz die sogenannten „großen Gemächer“, die Prunksäle, die Kapelle, die Theater, den gesetzgebenden Körper, den Senat, Notre Dame, das Stadthaus; in den verschiedenen Szenen, in denen er dort auftritt, spielt er die Kaiser-Rolle, die andere, sein wirkliches Leben, sein persönliches Tun und Lassen, sein Leben

als Mann, als Arbeiter, als Gatte und Liebhaber hat das Innere seiner Gemächer, l'appartement intérieur, zum Schauplatz. Da ist er was und wie er wirklich ist, da erscheint er in seiner Façon, in seiner Arbeitsmethode, giebt sich, wie er von Natur ist, ohne Zwang, ohne Gêne, in seiner vollen Eigenheit: da muß man ihn beobachten, will man von seiner eigensten Individualität, seinem menschlichen Innern, seinem Tun und Lassen als Mensch eine Anschauung gewinnen, die der historischen Wahrheit möglichst nahe kommt.

II. Die Gemächer.

Der Ueberwachungsdienst.



II. Die Gemächer. Der Ueberwachungsdienst.

Wo soll man die Gemächer des Kaisers suchen? — Es ist wichtiger, die Lokalitäten zu kennen, als das Mobiliar. — Die Theilung der Gemächer im Palais. — Die großen Gemächer. — Die gewöhnlichen Gemächer. — Die Festgemächer. — Die innern Gemächer. — Die geheimen Gemächer. — Die Verteilung der Kabinette. — Die Posten. — Die Beamten des Palais. — Reynaud. — Clément. — Ségur. — Tascher. — Der erste Gouverneur. — Der zweite Gouverneur. — Adjutant Auger. — Die Ronden. — Episoden. — Auf welche Weise der Kaiser in den inneren Gemächern bewacht wird. — Das Projekt der Errichtung von Garde du Corps = Kompanien Ende 1812.

Am in den inneren Gemächern, im sogenannten „Appartement intérieur“, die Lebensgewohnheiten Napoleons, seinen Tageslauf beobachten zu können, sind die Tuilerien und die Zeit des Aufenthaltes in denselben am geeignetsten, obwohl man sich an der Hand von leider nur spärlich vorhandener Dokumente dieses „Innere der Gemächer“ in seiner äußern Form erst wieder herstellen muß. Napoleon hat sich ja auch in Compiègne, Rambouillet, Fontainebleau aufgehalten, aber kaum länger als in Schönbrunn oder Potsdam, man könnte sich an diese

Schlösser ebenso wenig halten, als an die Hauptquartiere zu Marrac und Mainz, die Palais zu Straßburg und Bordeaux — in den Tuileries und in St. Cloud hat Napoleon am häufigsten und am längsten residiert.

Er hatte vom Floréal des Jahres XII bis zum April 1814 in den Tuileries seinen offiziellen Wohnsitz, der etwa drei Monate per Jahr dauerte. Damit soll nicht gesagt sein, daß er jede Nacht während der Zeit in den Tuileries schlief.

Deshalb war er aber nicht, wie Ludwig XIV. und namentlich Ludwig XV., ein nomadisierender Fürst — der Letztere promenierte seine Langeweile auf und ab zwischen Versailles, Marly, Choisy, St. Hubert, Bellevue, Compiègne, Fontainebleau, stabil aber war Napoleon auch nicht. An manchem Abend befahl er ganz plötzlich die Uebersiedelung nach Malmaison oder St. Cloud, ließ sich für einige Tage im Elysée nieder, brachte einen Tag oder einen Abend auf einem der Schlösser zu, welche er einem seiner Kriegsgefährten geschenkt hatte, wie z. B. Grossbois und Grignon, aber das zählte nicht unter die offiziellen Uebersiedelungen, wurde in der ersten Zeit nicht einmal offiziell im „Reisejournal“ (*Journal des voyages*) verzeichnet. Man möchte sagen, er habe in den ersten Jahren seiner Regierung seinen Haushalt daran gewöhnen wollen, jede Stunde eine Mobilmachung zu gewärtigen, er habe sich darin gefallen, die Schwierigkeiten des Ober-Hofmarschalls und der Herren vom Dienst zu steigern: es war ihm eine fortwährende Tätigkeit, stete Bewegung, ein



Napoleon und Corvisart. (Siehe S. 80.)

Hier und Dort zur Notwendigkeit geworden. Ueberall, wohin er ging, wollte er dabei alles ebenso finden wie in den Tuilerien. Er machte überall seine inneren Gemächer egal, die Möbel ähnlich, vor allem an denselben Stellen stehend wie in den Tuilerien. Wenn man die Mezzefaires ausgepackt, die Mappen hingelegt hatte, war er sogleich wieder zu Hause; alles mußte ihm zur Hand sein, was er brauchte; es gab keinen Menschen, der weniger veränderlich in seinen Bedürfnissen und so sehr Gewohnheitsmensch war wie Napoleon. Was zu der ihm vertraut gewordenen Umgebung und Ausstattung seines arbeitsamen Lebens gehörte, das steckte in einigen Koffern. Es blieb eben im Kaiser, mit welchem Pomp er auch auftreten und wie sehr er auch wünschen mochte, innerhalb des Rahmens, in welchem er erscheint, in grandioser Weise zu paradien, doch sehr viel von dem früheren Unterlieutenant, der stets bereit ist, so wie der Alarmeruf ertönt, sich auf's Pferd zu schwingen, nur weniger Minuten bedürfend, um die Riemen seiner Bagage zuzuschnallen. So haben auch seine Palais immer etwas von Hotels an sich. Alles, was zu seiner Person gehört, folgt ihm, und kein Merkmal seines Aufenthaltes, keine Spur seiner Gewohnheiten, seiner Neigungen, seines Charakters bleibt zurück. Nur die Chiffre am Mobiliar, an den Tapeten die vom Kaisermantel herübergeflogenen Bienen erinnern an ihn. Ist er fort, wird alles mit Tüchern und Decken verhüllt und inmitten dieser gespenstisch aussehenden Räume erscheinen dann zuweilen besuchende Könige — der Geist des Be-

wohners aber ist nirgend zurückgeblieben. Napoleon erscheint in diesen Gemächern ohne Form, achtlos, wie in seinen Hauptquartieren zu Osterode, Finkenstein, im Esfurial oder Kremel; er ist bei Ludwig dem XIV. ebenso zu Hause, wie bei Philipp II., bei Zwan oder bei Friedrich. Sind die Karten auf dem großen, mit Böcken versehenen Tisch ausgebreitet, so geht er auch gleich an die Arbeit, ohne daß seine Gedanken, um wieder in ihren Lauf einzulenken, eines häuslichen Rahmens bedurft hätten. Das war ihm egal. Er hatte eine große an Pedanterie grenzende Vorliebe für Ordnung, allein auch hier war er mit wenigem zufrieden und hatte nur das Notwendige im Auge; er machte sich nichts aus dem Reichthum des Mobiliars, nichts aus dekorativer Pracht in seinen inneren Gemächern, aber viel daraus, daß das Gerät, welches er für seine physische Existenz oder für die geistige Produktion brauchte, an seiner bestimmten Stelle zur Hand war. Deshalb hatte er selbst eine genaue Disposition getroffen und verlangt, daß diese innegehalten werde, wo immer er sich befinde — und das ist ein für die Beurteilung Napoleons sehr wichtiges Moment: der einem bestimmten Möbel zum täglichen Gebrauch angewiesene Platz ist für ihn von größerer Wichtigkeit als das Aeußere des betreffenden Gegenstandes. Hier kommt die Ehre des Fabrikanten in Betracht, dort durch die Art wie es gebraucht wird, die Lebensweise eines großen Mannes.

In den Tuilerien, wie in den übrigen kaiserlichen Residenzen, war der Teil der Palais, der für die Wohnung

des Souveräns ausersehen war, in drei verschiedene Gemächer-Kubriken eingeteilt:

Die großen der Repräsentation dienenden Räume,
die Wohnräume des Kaisers,
die Wohnräume der Kaiserin.

Wir beschäftigen uns hier bloß mit den beiden ersten. Die großen Staats- und Prunkgemächer (*das grand appartement de présentation*) waren ausschließlich für Feste, Zeremonien, große Gesellschaften und Audienzen bestimmt, sonst wurden sie garnicht benutzt. Das erste in dieser Flucht von Prunkgemächern war ein Konzertsaal, der Marsschallsaal, der mit der Haupttreppe und dem Vestibül den mittleren Pavillon einnahm und die Verbindung zwischen den beiden Flügeln des Palais bildete; der zur Linken enthielt in beiden Etagen die Gemächer des Kaisers und der Kaiserin, der zur Rechten den Sitzungssaal des Staatsrats, die Kapelle, den Theatersaal und weiter in dem Pavillon, der als der der Kinder Frankreichs (*pavillon des enfants de France*) bezeichnet wurde und nach der Rivoli-Straße hinauslag, die Wohnungen des Ober-Hofmarschalls und der auswärtigen Fürstlichkeiten.

Trat man aus dem Saal der Marsschälle, dessen Ausstattung prunkvoll, aber steif war, so kam man durch zwei Salons in den Thronsaal, dann in den Staatsjalon des Kaisers und schließlich in die Diana-Galerie. Damit war man durch die Festräume hindurch.

Passierte man die Diana-Galerie, so gelangte man

in die eigentlichen kaiserlichen Wohnräume, zu denen eine besondere Treppe dicht neben dem Flora-Pavillon führte. Eingeteilt war dieser Gemächerkomplex in die Empfangsräume und in die sogenannten „inneren Gemächer.“ Erstere bestanden aus einem Saal für die Wachen und zwei Salons; die letzteren aus dem Kabinett des Kaisers, einem sich daran anschließenden hinteren Kabinett, in welchem des Morgens Napoleon Audienzen erteilte, einem Raum, der als topographisches Bureau diente, einem Badezimmer, einer Schlafstube, einem Ankleidezimmer, einem Garderobenraum und einem Vorzimmer.

Ueber diesen Gemächern befanden sich vollkommen ähnliche, d. h. eine Antichambre, ein Speisesaal, ein Arbeitskabinett, zwei Salons, eine Schlafstube, ein Boudoir und ein Garderoberaum. Die Räume führen den Namen „Geheime Gemächer“, die offizielle Bezeichnung aber war „Kleine Gemächer seiner Majestät“ (*petits appartements de Sa Majesté*), zugänglich waren sie nur durch die inneren Gemächer.

Heute sind diese Räume ja alle zerstört und man muß, um sich eine Vorstellung davon zu machen, die „*petits appartements*“ von Versailles ins Auge fassen. Diese dunklen, schmalen Korridore, in denen zwei Personen kaum aneinander vorüber konnten, die schmalen, spiralförmig sich drehenden Treppen, die Tag und Nacht von Lichtern und Lampen erhellt waren, die kleinen Gemächer, die so niedrig waren, daß man den Plafond mit dem Kopf streifte, Gemächer, in denen Ludwig XV.,

Ludwig XVI., die Königinnen, die Dauphins, die Prinzessinnen, Favoriten aller Art ihr Leben zubrachten.

An einem ihrer Ausgänge waren, wie schon gesagt, die inneren Gemächer von der Treppe des Flora-Pavillons durch den „Saal der Wachen“, in welchem sich die den Dienst habenden Wagen und ein Unteroffizier von der Garde-Kavallerie aufhielten, getrennt. Dann folgte der erste Salon, in welchem der du jour habende Generaloberst, die Kronbeamten, der Adjutant und der Kammerherr vom Dienst, der Palastpräsekt und der Stallmeister sich aufhielten, oder in welchen sie freien Zutritt hatten, und wo zugleich die zu Audienzen zugelassenen Personen, oder vom Kaiser berufene Mitarbeiter verweilten. Es war der sogenannte „Dienst-Salon.“ Der zweite, der direkt mit dem Kabinet des Kaisers in Verbindung stand, war ausschließlich für Audienzen bestimmt. An jeder Tür der beiden Salons standen zwei Türwächter, an der zum Saal der Wachen ein Zimmerportier, der bei festlichen Gelegenheiten eine Hellebarde in der Hand hielt und einen Degen trug.

Am andern Ende der innern Gemächer, vor der sogenannten Antichambre, in die man durch Korridore und eine Treppe aus der Diana-Gallerie gelangen konnte, stand wieder ein Türwächter, der das höchste Vertrauen genoß; in der Antichambre hatten sich einer der Portefeuillebewahrer (ein Bureauassistent) und ein Laek zur Verfügung des Kaisers aufzuhalten. Keine sonstige Wache war vorhanden, kein Soldat. Der einzige Militärposten,

der für das Innere des Palais gestellt wurde, befand sich im „Wache-Saal“ der Festgemächer auf dem rechten Flügel bei der Treppe des Sitzungsfaales des Staatsrates. Er war der Form wegen da und bestand aus 20 Mann. Die einzige Schildwache im Innern des Palais stand unter dem Zentral-Pavillon, wo ein öffentlicher Durchgang vom Hofe nach dem Garten war. Es gab außerdem allerdings noch eine Wache von 41 Mann im Flora-Pavillon, eine von 20 Mann an der Drehbrücke, eine Kavalleriewache von 21 Mann, welche einen Doppelposten für die Gitter am Karussellplatz stellte, einen Posten von 7 Gendarmen und einen von 9 Pompier, aber keiner von diesen 118 Soldaten betrat die Gemächer.

Außer fünf Zimmerportiers, den Wächtern und Kammerdienern übten die persönlichen Adjutanten, die Beigeordneten des Oberhofmarschalls, die Palast-Adjutanten eine fortwährende Ueberwachung aus; ihre Zahl aber verminderte sich in den Jahren mehr und mehr. Unter dem Konsulat gab es für den Zweck noch 12 Offiziere, vom Range eines Brigadeführers bis zu dem eines Kapitäns, welche den Titel „Ober-Adjutanten“ führten, das heißt 3 Generale, 6 Obersten, 2 Majors und 1 Kapitän. Aber als das Kaisertum gekommen war, wurden 8 davon in die verschiedenen Palais verteilt als Gouverneure oder Untergouverneure, nur 4 blieben im früheren Dienst; 1807 erhielten sie den Titel „adjoints du palais“ verschwanden aber 1808 ganz, um durch zwei Oberquartiermeister mit 4 Jurieren ersetzt zu werden. Nimmt man den Palast-

gouverneur, den zweiten oder Untergouverneur und den Palastadjutanten hinzu, so hat man das ganze Personal, dem die persönliche Sicherheit des Kaisers anvertraut war.

Alle diese Leute erfreuten sich des größten Vertrauens. Von den beiden Beigeordneten des Oberhofmarschalls, welche mit den Obersten in der Armee rangierten, war der eine Reynaud, ein Soldat von ausgezeichnete Tapferkeit, bedeckt mit Wunden, welcher alle Feldzüge Napoleons mitgemacht hatte und, in den Generalsrang erhoben, nach Spanien geschickt wurde, wo er 1811 das Unglück hatte, von den Insurgenten gefangen zu werden. Der andere, Clément mit Namen, hatte 1782 als Soldat im Regiment Neustrien seine militärische Laufbahn begonnen, war vom ersten Konsul im Generalstabe Desaix' zugleich mit Savary und Rapp entdeckt worden. Sein Dienst im Palais hielt ihn nicht ab, sich im Feldzuge von 1805 als Oberst vom 22. Infanterie-Regiment das eine Bein von einer Kugel zerschmettern zu lassen. Er war durch und durch Republikaner, aber liebenswürdig, höflich, überhaupt sehr gut erzogen und wie Reynaud überaus pflichttreu.

Philipp von Ségur, General und Schriftsteller, der in der Geschichte seiner Zeit einen besondern Platz verdient, wurde 1802 berufen. Er hatte den Kapitänsrang. Der erste Konsul befahl ihm, sich in Saint Cloud zu melden. „Bürger Ségur“, so redete er ihn an, „ich habe Sie in meinen Generalstab des Innern aufgenommen. Ihre Funktionen werden darin bestehen, die Wachen zu kommandieren, welchen meine Sicherheit anvertraut ist. Sie

werden daraus das Vertrauen erkennen, welches ich in Sie setze. Sie werden ihm entsprechen. Ihre Verdienste, Ihre Talente sichern Ihnen ein schnelles Avancement.“ Ségur, der Bonaparte persönlich damals wohl kaum ergeben war, der bei den „freiwilligen Husaren“ eingetreten war, um den Feldzug von 1800 mitzumachen, dessen Vater, einer der Befehrten, Staatsrat in der neuen Regierung geworden ist, in Erwartung der Charge als Oberzeremonienmeister, war von diesem Zutrauen erstaunt und durch dasselbe gewonnen: er hat bis zuletzt gezeigt, daß er es verdient hat.

Neben ihm als Beigeordneter des Oberhofmarschalls stand ein Tascher, Vetter Josephines, von dem der Kaiser keine große Meinung hatte, obwohl er ihn innerhalb fünf Jahren, von 1803 bis 1808, alle unteren Grade durchlaufen ließ und zum Major machte. Als er ihn zu Joseph schickte, der ihn zum Adjutanten nahm, schrieb er: „Möge er sich üben, sich bilden, damit er zu irgend etwas tauglich werde.“

Ob Tascher durch Joseph profitierte, ist nicht gesagt, jedenfalls avancierte er, wurde 1808 Oberst, 1810 in den Grafenstand erhoben und 1814 Brigadegeneral; er erreichte alles, und wenn die kaiserliche Cousine ihm zuletzt fehlte, so hatte sie in seiner Frau, einer geborenen Clary, die er in Spanien gefreit, einen machtvollen Ersatz gefunden. Es wurde schließlich ein eifriger Anhänger der Bourbonen aus ihm, jedoch konnte er sich ihrer Gunst nicht lange erfreuen, denn der Tod sprach: genug!

Auf dem Gouverneurposten der Tuilerien war ein fortwährender Wechsel, sodaß keiner, der ihn inne hatte, recht zu Ansehen gelangte. Zu nennen ist zunächst Caffarelli, der sehr bald Kriegs- und Marine-Minister in Italien wurde. Dann kam Fleurieu, dem man eine Art von Ruheposten geben wollte, nachdem er zuvor als General-intendant der Armee soviel Unglück gehabt hatte. Endlich ist es d'Harville, der nach der kaiserlichen Ehescheidung seinen Posten im Hofstaat Josephines verloren hatte und sich nun als Gouverneur mit seinen Gläubigern arrangieren konnte. Als Untergouverneur ist zunächst der General Macon zu nennen, der seine Ernennung am 29. Brumaire des Jahres XIII erhielt, aber trotzdem den Feldzug in Preußen mitmachte und Gouverneur von Leipzig wurde, wo der Typhus ihn am 28. Oktober 1806 dahinraffte. Sein Posten, sofern es sich um die Tuilerien handelte, wurde nicht wieder besetzt. Der Adjutant Augustin Muger übernahm die geringfügige amtliche Funktion. Dieser Muger war ein merkwürdiger Mann, er hatte nämlich in siebenundvierzig Dienstjahren keinen einzigen Feldzug mitgemacht — vielleicht ist er bei den Aufständen in Paris mit dabeigewesen; 1768 tauchte er als Jäger in Hainaut auf, kam dann zur Reitergarde nach Paris, trat 1789 in die besoldete Nationalgarde von Paris, wurde 1792 Leutnant im ersten Bataillon leichter Infanterie, 1793 Schwadronschef in der Kavallerie des Disedepartements, im Jahre IV Kapitän der Guiden in der Armee des Innern, dann Kapitän in der Direktorialgarde, trat in

die Konsular-Garde über und bekam am 15. Germinal des Jahres XI den Posten als Oberadjutant, damit gehört er zum Hausstand der Tuilerien, die er am 27. August 1815 verließ, um zwei Monate später mit Tode abzugehen.

Auger ist als der eigentliche Tuilerien-Kommandant von 1804 bis 1815 anzusehen; seit dem 18. Juli 1808 stehen ihm die schon erwähnten vier Furieri zur Seite. Es sind Deschamps, Baillon, Picot und Emerh, welche bis dahin in der sogenannten „Elite-Gensdarmmerie“ gestanden hatten, sie haben ausgezeichnete und anerkannte Dienste geleistet. —

Im Laufe des Tages machten Adjutanten, Beigeordnete des Oberhofmarschallamtes und Furieri Patrouillen durch die unbewohnten Teile des Schlosses zu dem „Appartement ordinaire“, den kaiserlichen Wohnräumen, hatten sie keinen Zutritt, da diese von den den Dienst habenden Offizieren bewacht waren. Man könnte glauben, daß diese Herren gar nicht in Anspruch genommen wurden, dem ist aber nicht so. Im Jahre XI., z. B. hatte sich ein Mann in Zivilkleidern bis in das erste Vorzimmer zu schleichen gewußt. Als der diensthabende Officier, ein Voltigeur-Kapitän, ihn frug, warum er den Hut auf dem Kopfe behalte, zog er plötzlich unter seinem Ueberrock einen Säbel hervor und ging dem Offizier damit zu Leibe; dieser aber drängte ihn an die Wand, sodaß er nicht mit der Waffe ausholen konnte. Man eilte herbei und der Mann wurde abgeführt: es war ein früherer Quartier-

meister der Guiden, dem irgend eine Ungerechtigkeit widerfahren war und der, in seinem Zorn auf's Aeußerste gebracht, Bonaparte töten wollte. Er kam in ärztliche Behandlung und erhielt vom ersten Konsul eine Pension — eine Verzeihung für den beabsichtigten Mord, die gewiß von Edelmut zeugt.

Während der Nacht waren der Wächter nicht mehr als am Tage. Dabei muß man bedenken, daß damals das Palais nur durch eine einfache Terrasse von dem der Oeffentlichkeit zugänglichen Garten getrennt war. Zu der Terrasse, die nur schmal war, führten drei oder vier steinerne Stufen. Auf's leichteste hätte ein Uebeltäter, wenn die Schildwache einen Moment nicht aufpaßte, an der Mauer emporklettern können. Und so fand denn auch eines Abends Ségur einen an ein Fenstersims geklammerten Mann vor, welcher einen günstigen Augenblick abwarten wollte, um in das Innere zu schlüpfen. Ein anderes Mal, nach einer großen Hofgesellschaft, fand man, versteckt hinter den Vorhängen des sogenannten „grand cabinet“, einen Mann. Es war ein Verrückter, früher Essentlehrer in den Tuileries, welcher in jedem Kaminfeuer den Geist seines Vaters erkennen zu wollen glaubte. Er wurde in die Irrenanstalt von Charenton gebracht.

Damit schließen die Berichte über derartige Ereignisse; keine der Verschwörungen gegen das Leben Napoleons hat die Gemächer der Tuileries zu ihrem Schauplatz ersehen; man hielt sie für zu gut bewacht.

Während der Nacht, ebenso wenig wie bei Tage, be-

traten die Ronden die kaiserlichen Wohnräume, das sogenannte „Appartement ordinaire“. Der Adjutant du jour schloß in dem erwähnten „Dienstsaal“ mit dem Kopf gegen die Thür. Später wurde ihm ein Ordonnanz-Offizier und ein Page beigeßellt. In den Zimmern, die vor dem Dienstjalon lagen, schloß ein Brigadier und ein Lakai, in den innern Gemächern, neben der Thür zum Schlafzimmer ein Mameluk; ein Kammerdiener und ein Garderobier schloßen in kleinen finsternen Kabinetten. Um in die Privat-Gemächer des Kaisers — z. B. wenn wichtige Depeschen vorlagen — zu gelangen, klopfte der Adjutant an die Thür, neben welcher der Mameluk schloß; der Mameluk öffnete und ließ den Adjutanten ein, indem er hinter ihm die Thür wieder verschloß, nachdem beide sich überzeugt hatten, daß außer dem Adjutanten niemand eingetreten war. Der Adjutant trakte dann an der Thür, die zur Schlafstube Napoleons führte. Dieselbe war von innen verschlossen; der Kaiser erhob sich, öffnete aber erst, nachdem er die Stimme des Adjutanten genau erkannte hatte.

Diese Vorsichtsmaßregeln, die Napoleon auch seinem Bruder Joseph auf's dringendste empfohlen hatte, wurden streng im Auge behalten. „Sie genieren“, schrieb Napoleon an Joseph, „in keiner Weise, und das Ergebnis ist, daß sie Zutrauen und Beruhigung einflößen, ganz abgesehen davon, daß sie Dir gegebenen Falles das Leben retten können.“

Dieser Ueberwachungsmodus schien genügend. Als im Mai 1806 eine große Anzahl von Garde du Corps

Ludwig XVI., welche nicht emigriert waren und welche man anderweitig plaziert hatte, um die Gunst nachsuchten, im persönlichen Dienst des Kaisers verwendet und so wie früher organisiert zu werden, lehnte Napoleon ab. Es schien ihm nicht passend; da es aber lauter Männer von Ehre waren, schickte er sie nach Neapel an Bruder Joseph, indem er sie demselben auf das wärmste empfahl. Später, 1808, als Jérôme mit dem Gedanken umging, Garde du Corps bei sich in Westfalen einzuführen, schrieb ihm der kaiserliche Bruder: „Ich meine, Du brauchtest keine Garde du Corps, sie gehören nicht zur Etikette unserer Familie.“

Allein am 30. Dezember 1812, eingedenk vielleicht der großen Dienste, welche die Leibschwadron (*escadron sacrée*) beim Rückzuge aus Rußland geleistet hatte, oder geleitet von dem Wunsch, sich gegen Attentate à la Malet zu sichern, traf Napoleon in einem Diktat folgende Bestimmungen:

„Man findet, daß die kaiserliche Garde nicht brillant genug ist, daß ihre Uniformen, ihr Waffenschmuck nicht dem Glanz und der Majestät entspricht, von welchen Souveräne umgeben sein sollen. Man findet, daß die Tore des Palais, die Türen der Gemächer nicht genug bewacht werden, sei es, daß die Türhüter und Portiers ihre Schuldigkeit nicht tun, sei es, daß sie nicht so bewaffnet sind, wie sie es sein sollten. Man könnte den Vorschlag, eine Garde du Corps-Kompanie zu formieren, welche, während sie eine wirkliche Leibgarde vorstellt, zugleich

eine Pèpiniere der Armee in Bezug auf Offiziere wäre, in Erwägung ziehn. Man könnte auch einen Plan entwerfen für die Bildung einer oder mehrerer Kompanien von Tür-Garden, die etwa den Dienst der ungarischen Nobelgarde in Wien haben würden oder der „Hundert Schweizer“ in Sachsen. Man würde ihnen einen schönen Anzug, den Garde du Corps könnte man den Kürasch geben.“

Duroc und Clarke machten sich denn auch pflichtschuldig an das Studium dieser Projekte; der Kaiser ließ sich ihre Vorschläge mehrfach vorlegen, es wurden verschiedene Verordnungen vorbereitet, durch welche bis in das kleinste Detail alles geregelt war: die Zusammensetzung, die Uniform, der Dienst in Friedens- und Kriegzeiten; Vorrechte der Offiziere, Vorrechte der Garden &c. Allein, es traten wichtige Wendungen ein: es handelte sich nicht mehr um Garde du Corps, die Posten zu stellen hätten vor den Wohnräumen Seiner Majestät, Ihrer Majestät der Kaiserin und des Königs von Rom, es handelte sich jetzt um Soldaten, welche ihre Equipierung auf eigene Kosten beschaffen konnten, Soldaten, denen, um sie zum Dienst zu bewegen, und sie zu veranlassen, sich ungesäumt bei der Armee einzufinden, die seltsamsten Versprechungen gemacht werden mußten.

Neun Jahre hatte es gedauert, bis der Vorschlag zur Bildung von Garde du Corps-Kompanien Gestalt gewonnen hatte — es sei dahin gestellt, ob derselbe wieder und wieder unerledigt blieb, in der Befürchtung, er könne:

eine Mißstimmung bei der kaiserlichen Garde hervorrufen.

Die österreichische Heirat und der Malet'sche Zwischenfall hatten die Sache wieder auf's Tapet gebracht, aber — hat man denn Beispiele, daß Garde du Korps bei einer Erhebung das Eindringen von Volkshaufen in das Innere der Palais verhindert hätten? An Beispielen, daß Garde du Korps selbst Revolutionen — Palastrevolutionen — machten, fehlt es nicht.

III. Die Toilette.



III. Die Toilette.

Die Schlafstube des Kaisers. — Das Erwachen. — Der erste Kammerdiener Konstant. — Das Öffnen der Kurierpost. — Der Gesundheitsdienst. — Ivan. — Corvisart. — Der Thee. — Das Bad. — Die für die Toilette bestimmten Kammerdiener. Rustam, Saint Denis, genannt Ali. — Lohn und Gratifikationen. — Der Bart. — Das Waschen, viel Wasser. — Der Pedikure (Fußarzt). — Der Friseur. — Die Haartracht des Kaisers. — Das Frottieren mit der Bürste. — Das Ankleiden; der Haarbeutel; die Strümpfe; die Schuhe; die Stiefel; die Weste; der Degen; der Groß-Kordon; die Grenadieruniform; der Leibrock der Jäger zu Pferde; die Orden. — Der Oberhofkämmerer. Rémusat. Turenne. — Der Hut. — Das Taschentuch. — Die Vorgnette; die Bonbonniere. — Die Schnupftabaksdose. — Die Uhren. — Das Geld.

 Das Schlafgemach Napoleon's in den Tuileries hat verschiedene Veränderungen in Bezug auf seine äußere Gestalt durch Raumerweiterung erfahren, ist jedoch immer an derselben Stelle verblieben. Napoleon als Konsul hatte ein mit Josephine gemeinschaftliches Schlafgemach: es lag parterre und stand durch eine schmale, dunkle Treppe in Verbindung mit den sogenannten inneren Gemächern.

Bei seinem Abgange zum Feldzug in Deutschland ordnete er an, daß man während seiner Abwesenheit das

Zimmer, welches ihm nach seiner Heimkehr als „offizielles“ Schlafgemach dienen sollte, vergrößere und ausschmücke; man darf annehmen, daß er damals sehr häufig und mit Vorliebe das Schlafgemach im Entresol, das des sogenannten petit appartement, von dem schon die Rede war, benutzte.

Die Herren Fontaine und Percier, Architekten der Tuilerien, betrieben denn auch die Arbeiten mit größtem Eifer: die Wände wurden mit kostbaren Tapeten von Lyoner Brocat tapeziert, ringsum schöne Pilaster und vergoldete Ornamente angebracht. Der Plafond war in einzelne Felder abgeteilt, auf denen Jupiter, Mars, Minerva, Apollo, grau in grau gemalt, mit goldenen Reliefs auf azurblauem Grunde, dargestellt waren. Das kaiserliche Wappen und die Chiffre, von Trophäen umgeben und mit Blumenguirlanden umkränzt, welche beflügelte Genien hielten, waren auf Tapeten und Pilastern ein besonderer Zierat. Das Bett auf einer mit purpurnem Sammet bedeckten Estrade, stand den Fenstern gegenüber.

Das Mobiliar war nicht gerade luxuriös zu nennen: Fauteuils mit vergoldeten Füßen und Lehnen, mit Gobelins überzogen, eine große, englische Kommode mit kupfernen Beschlägen; das war alles!

Zwischen 6 und 7 Uhr morgens trat der erste Kammerdiener des Kaisers in das Schlafgemach. Frau v. Rémusat hat behauptet, daß das Aufstehen des Morgens gewöhnlich eine klägliche und peinliche Affäre gewesen wäre, da Napoleon sehr oft Magenkrämpfe mit Erbrechen gehabt

habe. Dagegen sagt Marchand: „Bei dem Aufstehen in der Frühe ging es stets lustig zu.“ Dasjelbe behaupten Constant und Rustam. Wahrscheinlich hat die Dame, die so genau unterrichtet scheint, sich nach einer schlechten Nacht gerade an Ort und Stelle befunden!

Napoleon konnte nach Gefallen schlafen, es genügten ihm sechs Stunden, ob er sie in einem Zuge hinter einander schlief oder mit Unterbrechungen, das war egal — diese eigentümliche Fähigkeit, wenn man so sagen darf, wird von allen hervorgehoben, die ihm nahe kamen, ebenso wie die, daß er aus dem tiefsten Schlaf zum hellsten Bewußtsein erwachen konnte. Er teilte sie mit mehreren Gliedern seiner Familie.

Wenn er des Morgens aufgeweckt wurde, plauderte er zunächst einen Augenblick mit seinem Kammerdiener „Mach die Fenster auf,“ sagte er, „daß ich die Luft atme, die Gott gemacht hat.“ Obwohl in seinen Gemächern für Kälte sehr empfindlich, liebte er doch die frische Luft über alles; üble Gerüche waren ihm schrecklich, die eingeschlossene Zimmerluft zuwider, Farbengeruch namentlich machte ihn unwohl; das Verlangen nach frischer Luft ist charakteristisch. Der einzige Parfüm, den er liebte, war der der Aloe; diese Vorliebe stammte wohl aus Aegypten, er behielt sie bei bis zu seinem Tode. Ueberall, wo er wohnte, mußte auf einem kleinen Räucherapparat etwas davon verbrannt werden, um die Luft zu reinigen und duftig zu machen; es wurde Feuer in den Zimmern bis spät ins Frühjahr hinein gemacht.

Der erste Kammerdiener war beinah während der ganzen Kaiserzeit Constant Bérh, der an Stelle von Ambart getreten war, da dieser zu alt und auch etwas schwachsininig geworden war. Ambart wurde Kastellan im Schloß zu Meudon, vor ihm war Hébert Kammerdiener, der in Hambouillet denselben Posten mit einer Pension von 1200 Franks erhielt. Constant war ein geborener Belgier; am 2. Dezember 1778 zu Peruwelz, welches später zum Departement Semmapes gehörte, hatte er das Licht der Welt erblickt. Sein Vater, welcher ein kleines Wirthshaus im Badeort Saint Amand besaß, vertraute ihn einem Badegast, dem Grafen Lure zur Erziehung an; dieser aber wanderte, wie erzählt wird, aus und ließ seinen Pfliegling im Stich. Constant machte sich also wieder nach seinem Heimatsort auf, fand denselben aber von den Oesterreichern besetzt. Er wurde von einem Major Namens Michau aufgefangen und trat in dessen Dienste; später diente er bei einem Kaufmann Gobert; endlich, dank der Bekanntschaft, die er mit einem Lafaien der Madame Bonaparte gemacht hatte, kam er, während der General in Aegypten war, in deren Dienste. Als Eugen aus Aegypten zurückkam, überließ ihm die Mutter ihren neuen Diener, nahm ihn jedoch später wieder zu sich; bei der Abreise zum Feldzuge von Marengo nahm ihn der erste Konful mit. Von da an bis zum April 1814 war Constant stets um Napoleon; er rühmte sich später, nur zweimal Urlaub gehabt zu haben, der eine habe drei Tage, der andere eine Woche gedauert. Das ist sehr wahrscheinlich.

Er wurde 1814 ersetzt durch den treuen Marchand, der wegen seiner Ergebenheit und Anhänglichkeit für den Proskribierten unter den Letzten von St. Helena eine so sympathische Rolle spielt.

Constant paßte auf alles auf, und hielt sich stets auf dem Laufenden; er unterhielt nahe Beziehungen zu Beyrat, einem Oberinspektor der Polizei, der durch ihn jeden Tag einen Bericht an den Kaiser gelangen ließ, welcher bestimmt war, denjenigen des Polizeipräsidenten zu kontrollieren. Constant, obwohl wenig schriftgewandt und mit der Orthographie auf schlechtem Fuße stehend, hatte sich Notizen gemacht; mit Hülfe derselben hat der Buchhändler Lavocat Memoiren verfaßt, welche cum grano salis genommen, dem, der sie zu lesen versteht, eine Menge authentischer Details bieten. Constant erscheint etwas undankbar, wenn er sich über das geringe Maß von Freigebigkeit beschwert, welches der Kaiser ihm gegenüber an den Tag legte; bezog er doch außer einem Gehalt von 6000 Frks. 2000 Frks. Kleidergelder, hatte eine Wohnung von 7 Piecen, für seinen Tisch 4 Ruberts, hatte Wagen und Pferde zur Verfügung und freies Entree zu den vier großen Theatern. Außer den Zulagen, die er bezog, wenn er dem Kaiser ins Feld folgte oder denselben auf Reisen begleitete, erhielt er noch von 1808 bis 1814 1800 Livres Rente, eine jährliche Pension von 6000 Frks. und einzelne Summen, die zusammen die stattliche Höhe von 261 000 Frks. erreichten. Das alles verhinderte Constant nicht, von Fontainebleau zu desertieren, indem er, so

sagt der Kaiser selbst, „viel Geld und Juwelen mit sich nahm.“

Der erste Kammerdiener trug eine grüne, goldgestickte Livree von Tuch, eine weiße Kaschmir-Weste, ein schwarzes Kniebeinkleid und seidene Strümpfe. Mit einem geringen Unterschied in der Stickerei war es dieselbe Livree, welche die Türsteher, die Toilette-Kammerdiener und die Garderobiers trugen. Constant teilte mit, daß für ihn diese Livree nicht so riguer gewesen sei und daß er seine Kleidung nach Gefallen wählen durfte — dies ist nicht unwahrscheinlich.

Sowie das Schlafgemach gelüftet, der Kaiser schnell aufgestanden war und sich in seinen Schlafrock gehüllt hatte, empfing er aus den Händen des Privatsekretärs die Korrespondenz. Er setzte sich vor das Kaminfeuer und erbrach die Briefe selbst; diejenigen, welche irgend ein Interesse boten, wurden bei Seite gelegt, um später noch einmal in Ruhe geprüft zu werden, die andern bedeckten mehr und mehr den Fußboden, auf welchen sie geworfen wurden; Napoleon nannte das „seine Beantwortung“. Dann überflog er die Zeitungen, diese wenig umfangreichen kurzgefaßten Blätter, deren Spalten er selber füllte und in denen jede noch so geringfügige Zeile, die nicht befohlen war, ihm sofort auffiel. Dann frug er nach den Namen der im Salon Anwesenden, und bezeichnete diejenigen Personen, die er empfangen wollte. Der Ober-Hofkämmerer, zu dessen Funktionen es gehörte, bei der Toilette anwesend zu sein, und der Oberhofmarschall hatten freien Zutritt;

häufig wurden auch der Architect Fontaine und der Bibliothekar Barbier befohlen; an ihren bestimmten Tagen erschienen der erste Leibarzt Corvisart und der Chirurg Yvan.

Von den zum Gesundheitsdienst (*service de santé*) gehörenden Personen waren diese fast die einzigen, die in das Kabinet berufen wurden, obwohl seit Beginn des Kaiserreichs dieser Dienst in sehr vollzähliger Weise organisiert war und von Jahr zu Jahr an Ausdehnung noch zunahm.

Der Hausarzt Dr. Jean Noël Hallé erschien nicht mehr, seit der Kaiser eines Morgens bei der Toilette sich hatte einfallen lassen, ihn am Ohr zu zerren. „Sire, Sie tun mir weh“, hatte übellaunig Hallé ausgerufen und ohne weiteres das Gemach verlassen; er war Mitglied des Instituts, Professor an der Universität; fuhr trotz des Auftritts fort, im Etat mit einem jährlichen Gehalt von 15000 Frks. zu figurieren.

Die übrigen zum Dienst gehörigen Aerzte, erst zwei, dann vier, jeder mit 8000 Frks. Gehalt, folgten dem Kaiser in's Feld. Sie hatten auf des Kaisers Befehl diejenigen Kranken zu pflegen, für welche er sich besonders interessierte. In Paris standen sie unter Befehl des ersten Leibarztes. Es gab außerdem noch vier Aushilfsärzte mit einem Gehalt von 3000 Frks. und einen Augenarzt.

Von den Chirurgen, deren Zahl noch größer war, sah man im Schloß nur Herrn Yvan. Weder Boyer, der ihm an Rang zunächststehende, der 15000 Frks. bezog und 1810 Baron mit einer Dotation von 4000 Frks. wurde, noch die übrigen fünf Chirurgen mit 6000 Frks., noch

die vier Aushilfschirurgen mit 3000 Frks., erschienen im Palais: die fünf Chirurgen gingen mit ins Feld und mehrere wurden wegen ihrer Dienste deforciert. Aber im Gegensatz zu den Aerzten, welche bei Abwesenheit Corvisart's den Kaiser behandelten, kamen die Chirurgen ihm nur ausnahmsweise nah, Yvan allein war stets in seiner Umgebung. Dieser (Alexander Urbain) war dem General Bonaparte während des italienischen Feldzugs attachiert worden, und in Mailand finden wir seine Frau im Palazzo Serbelloni im Salon Josephines, während er im Generalstabe ihres Gemahls sein Roß tummelte. Vom Jahre VIII an zählte er zu den Freunden und wurde sogar zur Unterzeichnung von Caroline's Heiratskontrakt hinzugezogen. Er hatte außer einem Jahresgehalt von 12000 Frks. den Posten als Ober-Chirurg bei den Invaliden, das goldene Kreuz der Ehrenlegion, den Barontitel mit einer Dotation von jährlich 9000 Frks. und Gratifikationen, welche sich das Jahr auf 25 bis 30000 Frks. beliefen. In Fontainebleau, am Abend des 14. März 1814, gab ihm der Kaiser noch 200000 Frks., das Kommandeurekreuz der Ehrenlegion und setzte seinen Namen mit 40000 Frks. auf den Etat der zwei Millionen — einige Stunden später stürzte Yvan wie närrisch in den Stall, schwang sich auf ein Pferd und jagte nach Paris. Napoleon hat ihm nie verziehen.

Von allen Aerzten aber war Corvisart der einzige, dem Napoleon Zutrauen schenkte. „Ich habe in Bezug auf medizinische Kenntnisse volles Zutrauen zu meinem ersten Leibarzt Corvisart“, schrieb er im Jahre 1812 an

Frau von Montesquieu. Corvisart war seit dem Konsulat sein Arzt; er war von Frau Lannes an Josephine empfohlen und diese setzte es durch, daß ihr Gemahl, dessen Gesundheit seit lange schon zu wünschen übrig ließ, ihn konsultierte. Damals war Corvisart schon 47 Jahre alt und stand auf der Höhe seines Ruhmes, den er sich in der Charité-Klinik durch eine neue Untersuchungsmethode in Krankheitsfällen erworben hatte. Er wandte dieselbe auch bei seiner Konsultation Bonaparte's an, untersuchte mit der allergrößten Sorgfalt alle Organe, eines nach dem andern, und fand schließlich, daß der Konsul infolge einer zurückgetretenen Hautkrankheit, welche schlecht behandelt war, dahinsiechte; eine bedeutende Abmagerung und Unordnung in den Atemungsorganen war eingetreten. „Es ist nichts“, sagte er, „es handelt sich um ein in's Innere getretenes Übel, welches man wieder an die Oberfläche rufen muß.“ Er verordnete zwei Zuggpflaster, welche auf die Brust gelegt wurden. Der Husten verschwand auch nach und nach und Bonaparte, erstaunt ebenso sehr über die Einfachheit des angewandten Mittels, als über die Sicherheit der Diagnose, nahm Corvisart als alleinigen Leibarzt an.

Barthez führte damals diesen Titel; ihm hatte sich Napoleon nur anvertraut in Erinnerung an seinen Vater Carl Bonaparte, welchen Barthez in seiner letzten Krankheit behandelt hatte. Seit den ersten Tagen des Konsulats bis 1814 war Corvisart der erste Leibarzt, und bezog als solcher ein Gehalt von 30000 Frks. jährlich, er erhielt ferner eine Dotation von 10000 Frks., die mit dem ihm

verliehenen Barontitel verbunden war. Trotzdem, und trotz seiner ausgebreiteten Privatpraxis, war Corvisart stets in Geldverlegenheit. Er hatte während der Revolution eine adelige Dame geheiratet, mit welcher er einen Sohn hatte, den er legitimieren lassen wollte, der jedoch starb. Die Ehe wurde dann getrennt und Corvisart führte seitdem ein kostspieliges Junggesellenleben. Der Hof gefiel ihm nicht und die offizielle Welt hatte für ihn keine Anziehungskraft. Seine Mußestunden verbrachte er theils bei seinem alten Freunde Guichéneuc, der wie er, den derben Scherz liebte, theils in der noch ausgelasseneren Gesellschaft der Lustspieldichter Barré und Desfontaines oder des Balletmeisters Despréaux, des Mannes der Guimard; er verbrachte seine freie Zeit unter Bonvivants und hübschen Damen. Ravrio, der Händler mit Bronzeartikeln und zu Zeiten Liederdichter, hat die Tugenden Corvisarts besungen, die Schlußstrophe ist charakteristisch:

„ . . . zuweilen lustig, stets unzüchtig.“

Er feierte in seinem Gesange das Andenken an die kleinen Feste, denen der berühmte Arzt bewohnte: dieselben waren von einer stark gewürzten Munterkeit. —

Corvisart erschien für gewöhnlich nicht zur Toilette in den Tuilerien, mit Ausnahme des Mittwochs und Sonnabends. Napoleon begrüßte ihn stets mit einigen Scherzen: „Da sind Sie ja, großer Charlatan! Haben Sie heute schon viel Menschen umgebracht?“ und dergleichen. Corvisart antwortete in derselben Tonart, ließ sich aber ruhig in die Ohren kneifen und wußte stets den

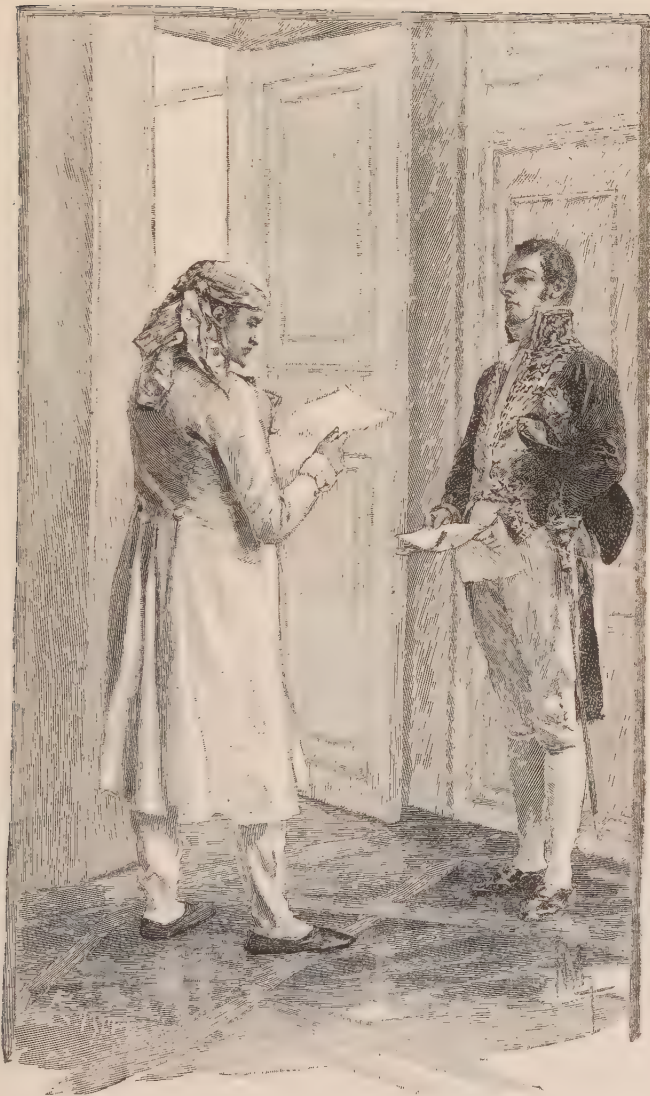
richtigen Moment zu erfassen, um für irgend jemand eine Fürbitte einzulegen — durch seine Hände ging eine große Menge von Unterstützungen.

Er verabscheute es auch keineswegs, für sich selbst Vorteile zu erzielen: er war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Kuriositäten, Raritäten, Bildern und Kunstgegenständen überhaupt. Seine Patienten und Patientinnen unterstützten ihn darin, wovon u. a. die einzig schöne Tabatiere mit der antiken Kamee Zeugnis liefert, welche Josephine ihm schenkte, und welche von Corvisart der Gräfin Souless, von dieser dem Professor Jules Cloquet vermacht wurde und jetzt unter Nr. 5293 im Musée de Cluny ist; ferner bezeugen dies die zahllosen Geschenke, welche er Marie Louise verdankte. Aber wie alle Liebhaber und Sammler, zog er das Gefaufte dem Geschenktten vor.

Eines Morgens bemerkte Napoleon in den Händen seines Leibarztes einen Stock. „Was haben Sie da in der Hand?“ frug er. — „Meinen Stock, Sire.“ — „Sehr häßlich. Der ist doch nicht hübsch? Wie kann ein Mann wie Sie einen so häßlichen Knüppel haben!“ — „Sire, der Stock kostet viel Geld, und dabei habe ich ihn noch sehr billig gekauft.“ — „Lassen Sie hören, wie viel.“ — „Fünfzehnhundert Franks, Sire, und das ist nicht teuer!“ — „Wie? Fünfzehnhundert Franks. Zeigen Sie doch einmal den fürchterlichen Stock her.“ Der Kaiser nimmt den Stock, betrachtet ihn auf das genaueste und entdeckt auf dem Knopfe eine kleine vergoldete Medaille mit dem

Bildnis Jean Jacques Rousseau's. „Sagen Sie mir, Corvisart, ist das der Stocß Jean Jacques'? Wo haben Sie ihn aufgestöbert? Jedenfalls hat einer Ihrer Klienten Ihnen den Stocß zum Geschenk gemacht; es ist in der That ein hübsches Andenken, was Sie da haben.“ — „Entschuldigen Sie, Sire, ich bezahlte 1500 Franks dafür.“ — „Damit ist er nicht bezahlt . . . Er war ein großer Mann, das heißt ein großer Charlatan, dieser Rousseau! Aber, Corvisart, in seiner Art war er ein großer Mann. Er hat schöne Sachen gemacht.“ Und dabei kneift er wieder einmal seinen Leibarzt ins Ohr und ruft lachend: „Corvisart, Sie wollen dem Jean Jacques nachäffen.“ (Siehe Bild S. 49.)

Die Jagd gehörte zu einem Hauptvergnügen Corvisart's, und wenn er sich, um zu jagen, entfernte, sagte er niemals, wohin er ging, aus Furcht, man könnte nach ihm schicken und ihn suchen lassen. Besonders liebte er es, auf seinem Gute Garenne oder in Bésinet mit Lannes, dem Schwiegersohne seines Freundes Guéhéneuc, zu jagen. Er liebte die Jagd um der Jagd und um der lustigen Gesellschaft willen, die sich zu Jagden zusammenzufinden pflegt. Eines Morgens, als der Kaiser in Saint Germain jagen wollte, sagte er zu seinem Leibarzt: „Ich wünsche, daß Sie mit mir auf die Jagd gehen; ich will sehen, ob Sie gut schießen.“ Corvisart entschuldigt sich und sagte, er habe seine Gewehre nicht. Der Kaiser erklärt, er werde ihm die seinigen geben lassen. Corvisart entgegnete, er würde sich ihrer nicht bedienen können, da er mit der



Audienz vor dem Leber. (Siehe S. 85.)

linken Hand schöffe. Endlich aber gab er dem nochmals in aller Form ausgesprochenen kaiserlichen Willen nach.

Man ersieht aus diesen Beispielen, welcher Art der Ton der Unterhaltung bei dem Leber war. Es ist, als höre man die klangvolle Stimme, die, so leise sie auch immer sein mochte; ins Innere der Menschen traf; diese Ausdrucksweise, die, wie ein Zeitgenosse sagt, so seltsam, so einzig in ihrer Art war durch die sonderbare Betonung einzelner Silben, durch das Standieren der Worte, die wie gesungen klangen und dadurch an Bedeutung gewannen; die langen Silben ließ er in einer Resonanz nachklingen, die man nicht vergessen konnte. Kein lärmendes Gelächter bei Heiterkeit erweckenden Umständen; kaum eine leise Aenderung in der Stimme, eine ironisierende Pointe mit etwas wie einem flüchtigen Lächeln in den Augen.

Wenn Corvisart nicht da war, plauderte Napoleon mit seinem Kammerdiener, frug nach dem Stadtklatsch, ließ sich etwas erzählen und amüsierte sich darüber. Dies fiel in das dienstliche Ressort Constant's, später Marchand's. Napoleon's Neugier war kaum zu befriedigen. Er wollte alles Gerede, selbst das alter Weiber, ihr Gezänk und die Streitereien von Dienstboten unter einander kennen.

Während solchen Plauderein schlürfte er aus einer Tasse, die mit Thee oder dem verzuckerten Saft von Orangenblüten gefüllt war und die ihm der erste Kammerdiener auf einem silbernen und vergoldeten Präsentierteller, der zum „großen Nezeffaire“ ebenso wie die Tasse

gehörte, hinreichte. Der Kaiser hielt streng darauf, daß kein anderes Gerät benutzt wurde. Den Zucker tat er selbst in den Trank, und sowie ihm dieser nicht mundete, wies er ihn, dem Räte Corvisart's entsprechend, kurzer Hand ab. Darin bestand gegen etwaige Vergiftungsversuche die einzige Vorsicht.

Die Füße in roten oder grünen Pantoffeln, die er, so lange als es nur irgend anging, trug, da er eine Erneuerung nicht leiden konnte, eilte er gewöhnlich zunächst ins Badezimmer. Dieses war vordem die Betkammer Anna's von Oesterreich! Für warme Bäder hatte er eine an Leidenschaft grenzende Passion; er blieb oft eine volle Stunde im Wasser, indem er immer wieder den Hahn für den heißen Zufluß aufdrehte. Das Bad wurde zuletzt so heiß, daß der ganze Raum voller Dampf war und man deshalb die Thür zu öffnen hatte. Wenn wichtige Depeschen eingelaufen waren, mußte der Privatsekretär sie ihm, während er in der Wanne war, vorlesen, ebenso auch Zeitungen. Das Baden war, abgesehen davon, daß es ihm angenehm war, von Notwendigkeit für ihn, da er seit seiner Kindheit an Hartleibigkeit litt; 1797, während seines Aufenthaltes in Italien, hatte er auch mit Hämorrhoiden zu schaffen, war aber von denselben völlig wieder befreit worden und zwar dadurch, daß er sich, wie er selbst erzählte, drei oder vier Blutegel setzte: zu derselben Zeit hatte er auch die ersten Anfälle von Harnzwang, welche später häufiger und mit zunehmendem Alter auch schmerzhafter wurden. Von da ab verlängerte er den Aufenthalt

im Bade immer mehr, auf St. Helena brachte er ganze Tage, oft auch die Nächte darin zu.

Beim Verlassen des Bades zog er eine Flanelljacke und ein Hemd, dem ähnlich, wie er es des Nachts trug, an; seine Hemden von holländischer Leinwand, das Stück zu 60, später zu 48 Frks., waren sich alle gleich; darüber zog er seinen Hausanzug, d. h. im Sommer eine Art Pantalon mit Füßen und einen langen Schlafrock von Vasin, so nannte man einen geköperten Stoff aus Leinwand und Baumwolle, im Winter ein Pantalon mit Füßen von Barchent und einen Hausrock in weißem Wulton (ein Wollenzeug). Um den Kopf hatte er das bunte Tuch geschlungen, welches er beim Schlafengehen mit einem Knoten vor der Stirn befestigte, sodaß die beiden losen Zipfel hinten über die Schultern fielen. (Siehe Bild S. 81.)

In diesem Kostüm pflegte er oft lange mit dem Sekretär zu arbeiten und ihm zu diktieren, ja wenn sehr wichtige Dinge vorlagen, auch wohl im hinteren Kabinet Minister zu empfangen.

Während der Zeit hatten die Kammerdiener das Toilette-Zimmer zurechtgemacht und der Obergarderobier Charvet die Kleider herbeigebracht. Von den Kammerdienern ist einer berühmt geworden: Rustam, der Mameluck.

Der Kaiser hatte ihn in Aegypten vom Scheik El Bekri zum Geschenk erhalten, ihn mit nach Frankreich genommen und unterrichten lassen. Er nahm ihn überall mit. Auch viele Generäle, welche den ägyptischen Feldzug mitgemacht hatten: Eugen, Murat, Bessières und andre,

waren mit einem Mamelucken versehen; Rustam aber ist der populärste geworden. Man sah ihn bei allen Paraden mit seinem auffallenden, reich gestickten Kostüm: ein Barett von blauem oder rotem Sammt mit goldner Agraffe und Federstutz zierte sein Haupt — so galoppierte er auf einem in türkischer Art aufgezäumten Pferde, indem er den Säbel möglichst laut klirren ließ, im Gefolge seines Gebieters. Zur Krönung waren nach Tsabey's Zeichnungen Kostüme auch für ihn angefertigt worden, welche je 9000 Frks. kosteten.

In seiner Eigenschaft als Mameluck erhielt Rustam 2400 Frks., hatte als „Arquebousier“ weitere 2400 Frks.; die Summen wurden noch durch Douceurs und Gratifikationen so ziemlich verdoppelt. Nach jedem Feldzuge erhielt er 3000 Frks., zu Neujahr 3000, 4000, auch wohl 6000 Frks.; im Jahre XIII 500 Livres Rente; in Fontainebleau 50000 Frks., auch wurde ihm ein Lotteriebureau überwiesen. Als er sich 1806 mit einer Tochter Douville's, eines Kammerdieners im Hofstaat Josephine's, verheiratete, bezahlte Napoleon mit 1341 Frks. den Hochzeitschmaus — trotz all' dieser Wohlthaten schloß sich 1814 Rustam dem desertierenden Constant an!

Auch Rustam war ein scharfer Beobachter, wie man aus den „Erinnerungen“ ersehen kann, welche er hinterließ und welche zu den seltsamsten Dokumenten aus der Kaiserzeit zählen. Brav war Rustam wie all' seine Landsleute von der Mamelucken-Schwadron, zu der er auch bis 1806 zählte, und auf seinen Dienst sehr aufmerksam.

Dieser bestand darin, daß er dem Kaiser überall ins Feld folgte und daß er in den Tuilerien, wie anderswo, im Vorzimmer vom Schlafgemach, unmittelbar an der Thür desselben schlief. Jeden Abend wurde ein Bett dort für ihn aufgeschlagen; eine Zeit lang hatte Duroc der größeren Reinlichkeit wegen in einem Schrank ein Bett für ihn anbringen lassen, aber eines Nachts war der Kaiser, anstatt zu klingeln, selbst eingetreten, um seinen Mamelucken zu zitieren, und, als er ihn nicht gleich sah, sehr heftig geworden. — Aus diesem Grunde griff man zurück auf die ursprüngliche Einrichtung.

Zu Anfang war der Dienst Rustam's viel komplizierter; er hatte bei Tisch den ersten Konsul zu bedienen; als Pagen eingeführt wurden, hörte dies erst auf. Unter dem Konjulat war er bei den großen Paraden, wie bemerkt, stets zugegen und zwar wie Isabey's schönes Bild „Revue du Décadi“ zeigt, mitten unter den Generalsstabsoffizieren; da diese aber daran kein besonderes Wohlgefallen hatten, so kam es, daß Rustam allmählich in sein Bedientenverhältnis verwiesen wurde neben die übrigen; allein sein Prestige war ihm nicht zu nehmen: jeder Fremde, der nach Paris kam, wollte Rustam sehen. Einer von diesen Besuchern schrieb 1807: „Rustam ist ein ganz hübscher Kerl, in seinem Gesicht liegt ein Ausdruck von Gutherzigkeit, den man bei seinen Landsleuten sonst nicht findet. Seine Hautfarbe ist nicht sehr dunkel. Er ist groß und dick.“ Rustam machte überall Aufsehen, wohin er kam und war sehr hinter den hübschen Pariserinnen her. Im Jahre

VIII am 10. Brumaire bei der ersten Aufführung von „La Caravane“ wurde er sogar in Bezug auf den Eindruck, den er von der Oper empfangen, ausgehört, heute würde man sagen „interviewt“, und im „Moniteur“ erschien ein kritischer Artikel, der „Rustam's Eindrücke“ wiedergab. Alle Maler beeiferten sich, ihn zu porträtieren, und Kupferstiche vervielfältigten zu vielen Tausenden seine Physionomie. Infolge eines Sturzes vom Pferde war Rustam verhindert, dem Konsul nach Marengo zu folgen, diesen Umstand benutzte Hortense Beauharnais, ihn um eine Sitzung zu ersuchen; sie machte eine Zeichnung von ihm und schenkte dieselbe der Vorsteherin des Institutes, in welchem sie sich damals befand. Da die Sitzungen dem wackern Rustam ungeheuer langweilig vorkamen, sang ihm die liebenswürdige Künstlerin kleine Couplets vor. Rustam, ein großes Kind, wurde auf diese und ähnliche Weise von allen Seiten verdorben. 1815, als der Kaiser von Elba sich wieder auf französischem Boden befand, wollte Rustam seinen alten Posten wieder haben und Marchand übernahm die Vermittlung beim Kaiser; dieser aber sagte: „Wirf seine Bittschrift in's Feuer und sprich mir nicht weiter von dem Lump!“ Eine so kategorische Ablehnung, noch dazu in einer Zeit, in welcher Napoleon allen alles verzieht, ist ein Beweis dafür, wie sehr er dem Manne einst getraut, wie sehr er ihn, gleichsam wie einen Hund, geliebt hatte. Was die unsinnigen Redereien betrifft, Rustam wäre der Vollzieher von allerhand vom Kaiser gewünschten Gewalttaten gewesen, so braucht wohl nicht

noch besonders gesagt zu werden, daß dieselben gegenstandslos sind.

Bonaparte brachte noch einen zweiten Mamelucken aus Aegypten mit, derselbe hieß Ali und wurde von ihm der Madame Bonaparte geschenkt. Dieser Ali war überhaupt garstig und ein Bösewicht, der bei jeder Gelegenheit nach dem Dolche griff. Obwohl Josephine voller Rachsicht für ihn war, mußte sie ihn doch schließlich wegen seiner schlechten Aufführung fortjagen: er wurde Stubenlakai in Fontainebleau. Um ihn zu ersetzen, hatte Napoleon seit 1811 den Louis Etienne Saint-Denis in Dienst genommen, welcher damals etwa 13 oder 14 Jahre alt gewesen sein muß; er wurde, obwohl er in Versailles geboren, also ein richtiger Franzose war, „Ali“ genannt und in Mameluckenkleider gesteckt. Saint-Denis, genannt Ali, begleitete den Kaiser von seinem Dieistantritte an in allen Feldzügen; 1814 wurde er in Mainz eingesperrt, eilte aber, sowie er frei wurde, zu seinem Gebieter nach Elba; 1815 war er mit bei Belle Alliance, folgte Napoleon auf den „Bellerophon“ und wurde Zeuge von dessen langem Todeskampfe auf St. Helena. Sein Name ist verewigt im Testament des Kaisers.

Man glaubt vielleicht, daß bei der Toilette des Kaisers die Diener wenig oder gar nichts zu tun hatten — das ist ein großer Irrtum! Senéchal, Pélard und Hubert waren vollauf beschäftigt. Ségur erzählt, daß Hubert sich durch seine gute Erziehung hervortat, ebenso durch Geist, Talent und Charakter. „Hubert“, sagte er, „zeichnete sehr

hübsch; es existiert von ihm ein Porträt des Kaisers, welches ein interessantes ikonographisches Dokument darstellt.“ Hubert und Pélard waren auf Elba und traten 1815 wieder als Kammerdiener in den erneuten Hofhalt; sie wurden dann beide Schloß-Kastellane.

Man muß auf Zahlen zurückgreifen, um zu sehen, wie Napoleon für diese untergeordnete Gesellschaft sorgte: Der Lohn der Kammerdiener 2400 Franks, Kleider 1200 Franks, wurde durch eine Zulage von täglich 6 Franks im Felde erhöht. Dann kamen die Neujahrs Geschenke in Höhe von 1500 bis 3000 Franks. Verheiratete sich einer von ihnen, so erhielt er 6000 Franks. In Paris war ja für sie keinerlei Gefahr, im Felde aber waren sie oft sehr exponiert.

Zu den sogenannten Toiletten=Lakaien gehörte auch ein gewisser Charved, der zugleich Garderobier war: die drei Garderoben=Diener gingen auch mit ins Feld, einer von ihnen, Clément, starb auf dem Rückzuge aus Rußland.

Bei Napoleon hatte sich gleich nach seiner Machterlangung ein gebieterisches Bedürfnis geltend gemacht, das sonderbare Bedürfnis, sich bedienen zu lassen. Schon in Aegypten hatte er drei Kammerdiener; Constant bezeichnete ihn daher nicht ungeschickt als einen „Kammerdiener=Menschen“. So brauchte er auch beim Rasieren ihrer zwei.

Damals gab es erst wenig Leute, die sich selbst rasierten, und es setzte jedermann in Erstaunen, daß Napoleon es konnte und es tat. Frau Rémusat vindiziert ihren Gemahl das Verdienst, Napoleon eingelernt zu haben.

„Némusat hatte“, so erzählt sie, „bemerkt, welche Unruhe Napoleon verriet, wenn der Barbier ihn unterm Messer hatte.“ Constant erzählt, daß nach Abgang Ambart's Hébert, dessen Nachfolger, ein etwas schüchternes ängstliches Individuum, sich nicht entschließen konnte, seinen mächtigen Gebieter zu rasieren, so daß die Pflicht, es zu tun, auf ihm, Constant, lastete. Glücklicher Weise habe Bonaparte vor dem „rasiert werden“ einen großen Widerwillen gehabt, einem Barbier habe er sich nie anvertraut. Endlich nach zahlreichen mißglückten Versuchen sei er dahinter gekommen, wie man es machen müsse, um sich selbst zu rasieren, und froh gewesen, von dem Herumgreifen anderer in seinem Gesicht befreit zu sein.

Das Selbstrasieren war, wie gesagt, damals sehr selten. Im 18. Jahrhundert spielte noch der Perruquier im Leben der vornehmen Welt eine große Rolle; wie das Haar des Hauptes, so war ihm auch das Barthaar anvertraut. Als aber Perrücken, Puder und all die verschiedenen Requisiten für den Friseur wegfielen, kam man von selbst darauf, das Barbieren durch Leute, die nicht mehr auf der Höhe ihrer früheren Stellung waren, abzuschaffen, vor der Hand aber galten noch diejenigen, welche sich selbst rasierten, für durchaus exzentrisch.

Sonderbar genug ging es ja dabei in den inneren Gemächern der Tuilerien her: Kustam hatte den Spiegel aus dem großen Mezeffaire dem Lichte entsprechend zu halten. Der Kaiser in seiner Planell-Unterjacke beneckte sich das halbe Gesicht mit Seifenwasser, welches der zweite

Diener reichte, und spritzte es rings um sich her; dann trocknete er die Hände ab, nahm das Rasiermesser, welches einen mit goldenen Verzierungen eingelegten Griff aus Perlmutter hatte und soeben durch heißes Wasser gezogen war, und fing an, sich von oben nach unten zu rasieren — während es bei den Barbieren Norm sein soll, die Schneide von unten nach oben zu führen — er war eben Autodidakt! (Siehe Bild S. 97.)

Man behauptet, Napoleon habe sich nur englischer Rasiermesser bedient, die in Birmingham gekauft wurden und ihm das Paar zwei Guineen kosteten. Zu verschiedenenmalen aber, das steht fest, hat der Hofjuwelier Biennais für die Nezessaire Rasiermesser mit Perlmutterschalen geliefert. Einige Kästchen zu sechs und zu zwölf Messern enthielten vielleicht englisches Fabrikat. Was die Rasierseife betrifft, so wurde eine „aux fines herbes“ und eine „à l'orange“ benutzt; beide Sorten, unzweifelhaft französischer Herkunft, wurden von Gervais-Chardin geliefert.

Hatte der Kaiser die eine Seite seines Gesichts glücklich fertig, so machten sämtliche Beteiligte eine halbe Wendung, Rustam mit dem Spiegel voltigierte nach rechts oder links, je nachdem es das Licht bedingte, der Mann mit dem Seifenschaum manövierte entsprechend. Ehe der Kaiser mit der Prozedur abschloß, aber fragte er einen jeden, ob er gut rasiert wäre. Zum Scherzen aufgelegt, pflegte er wohl auch die Bedienten in die Ohren zu kneifen, wenn er bemerkte, daß irgendwo noch Haare

stehen geblieben waren und die Diener einen Tadel auszusprechen nicht gewagt hatten. Der Bart war dicht und hart und, wie es scheint, von verschiedener Haarfarbe. Napoleon hat niemals und unter keinen Verhältnissen, mit Ausnahme seiner letzten Lebenstage, es unterlassen, sich zu rasieren.

Nach dem Rasieren wurden die Hände gewaschen, dazu Mandelteig und verschiedene Seifen, Rosen- oder Windorferseife, benutzt. Das Gesicht wurde mit kleinen überaus feinen Schwämmen gewaschen. Dabei tauchte der Kaiser den Kopf wiederholt in das silberne Waschbecken, welches so groß war, daß man es für eine kleine Wanne hätte halten können: es war 15 Zoll im Durchmesser — es kam mit nach St. Helena.

Waren Gesicht und Hände gewaschen, so kamen die Zähne an die Reihe; sie wurden zunächst mit einem Zahnstocher von Buchsbaumholz gesäubert, sodann des längeren mit einer in Opial getauchten Bürste gebürstet, dies wurde mit einem sehr feinen Zahnpulver noch einmal wiederholt, dann folgte die Ausspülung des Mundes, wobei eine Mischung von Brantwein und Wasser zur Verwendung kam; die Zunge wurde mit einem Schaber von Silber, vergoldetem Silber, oder von Schildpatt bearbeitet. Diesen sehr sorgfältigen Manipulationen schrieb Napoleon die Erhaltung seiner Zähne, die vollzählig, schön und sehr gleichmäßig waren, zu. Er scheint während seiner ganzen Regierungszeit niemals Dubois, seinen Zahnarzt, Krankheits halber konsultiert zu haben.

Dubois stand mit 6000 Frks. Gehalt auf dem Hauusetat und hatte ein goldnes Nezessaire in Verwahrung, welches lediglich für den Kaiser benutzt werden sollte.

Alle für die Toilette benutzten Gerätschaften waren Bestandteile von Nezessairen, welche Biennais geliefert hat. Außer den großen Nezessairen, welche alles für die Arbeit, die Toilette, die Mahlzeiten nötige enthielten, wie das, welches Napoleon seinem Sohn vermachte und welches der General Bertrand später der Stadt Paris dedizierte, hatte er kleinere und leichtere Nezessaire, die in Mantelfäcken untergebracht, im Felde benutzt wurden, wenn die Bagage nicht hatte herankommen können.

Die Sorgfalt, welche Napoleon seinem äußern Menschen zuwendete, seine bis ins kleinste gehende Sauberkeit, das Verlangen nach vielem Wasser beim Waschen, war damals nicht allgemein Sitte und Frau Rémusat ist der Meinung, daß „der Kaiser von jener Dezenz, welche eine gute Erziehung mit sich bringt, keine Idee hatte.“ Allerdings fand er nichts dabei, sich in einfachster Toilette vor seinen Dienern — wenn es nicht anders ging auch vor der ganzen Armee — zu zeigen, wie z. B. auf der Insel Lobau. Darin eine Indezenz zu sehen, fiel ihm nicht ein. Ein General im Felde ist, in welchem Anzuge er sich auch befinde, stets für seine Adjutanten sichtbar, und diese Gewohnheiten mögen wohl Veranlassung gewesen sein, daß es in den Augen Napoleons eine Art von Schamhaftigkeit gab, die er für ein Zeichen von Scheinheiligkeit hielt. Vielleicht war das griechische

Blut der Kalomeroi, seiner Vorfahren schuld, daß er in der Nacktheit eine besondere Behaglichkeit fühlte; er theilte mit mehreren seiner Rasse diesen Geschmack; das Nackte in Skulptur, Malerei, Natur hatte nichts Anstößiges für sie — es war bei ihnen so viel wie antik.

Nachdem der Kaiser sich gewaschen hatte, beschnitt er aufs sorgfältigste die Nägel mit einer sehr scharfen, spitzen Scheere; er mußte, daß er schöne Hände hatte, und deshalb weicht er ihnen eine ganz besondere Pflege. Wenn die Scheere ihm nicht gut genug schnitt, so zerbrach er sie: duzendweise hatte Biennais sie zu liefern. Die Profession der Handärzte (manicure) war eben aufgekomen und fast ausschließlich in Händen von Damen der guten Gesellschaft, welche durch die Revolution ruiniert und auf Erwerb angewiesen waren; von ihren Diensten hat Napoleon nie Gebrauch gemacht, wohl aber hatte er in Tobias König einen Pedikuren oder Fußarzt. Dieser T. König war ein deutscher Jude; es war ihm zugestanden worden, einen Degen und ein gesticktes Hofkleid, ähnlich dem der Kammerdiener zu tragen; er war sehr klein und sprach das Französische mit deutschem Accent; bei seinen sich alle vierzehn Tage wiederholenden Besuchen neckte ihn der Kaiser gern und ließ sich Geschichten aus dem Kreise von Königs Klienten erzählen; der Pedikure erhielt 2200 Frks.

Ein anderer, der alle acht Tage sich einzufinden hatte, war der Haarkünstler und Coiffeur Duplan, der den Titel „Coiffeur Ihrer Majestäten“ führte; Napoleon behauptete, Duplan wäre der einzige, der das Haarschneiden,

Josephine, er wäre der einzige, der das Frisieren verstände. Nach der Ehescheidung ging Duplan in den Dienst Marie Louise's über: er bezog ein Gehalt von 4000 Franks. 6000 Frks. als besondere Pension von Marie Louise, später 6000 und 12 000 Frks. Pension aus der Privatschatulle des Kaisers, endlich 1166 Frks. monatlich aus der Theaterkasse. Dies hatte er gefordert, denn zu Josephine's Zeit hatte er eine große Stadt- und namentlich Theaterkundschaft, die er verlor, weil Napoleon wollte, daß er niemand frisiere, außer Marie Louise und ihn. Duplan behauptete trotz seiner 40 000 Frks. Einnahme, er habe Verluste und suchte fortwährend um Gratifikationen nach, von denen sich einige, die bewilligt wurden, auf 12 000 Frks. beliefen. Auch er verstand es, bei seinen Besuchen den Kaiser zu unterhalten, indem er ihm allerhand Stadtklatsch aufstischte. Duplan wurde ein wohlhabender Mann; ein Sohn von ihm ist unter dem zweiten Kaiserreich als Kammermitglied oft genannt worden.

Der Kaiser hatte nicht, wie viele glauben, schwarzes, sondern kastanienbraunes Haar; aus den in Kapseln und Medaillons als Andenken aufbewahrten Locken darf man auf die Farbe nicht schließen: man könnte sie eigentlich als ein sehr dunkles Blond bezeichnen, wie es auch zu den Augen, die einen dunkelbläulichen Schimmer hatten, am besten paßt.

Erst mit dem Ende des Konsulates fing er an, die Haare hinten ganz kurz zu tragen, wahrscheinlich war die sich bereits einstellende Kahlköpfigkeit, wie man sie auch,



Das Rasieren. (Siehe S. 92.)

in dem schönen Porträt Gérard's vom Jahre 1803 schon bemerken kann, die Veranlassung. In Italien trug er lange, bis auf die Schultern herabhängende Haare, nur einige Strähnen waren am Hinterkopf zu einem Zopf zusammengedreht; diese „fliegenden“ Haare waren über und über, aber nur leicht bepudert. Nach der Rückkehr aus Italien gelang es Josephine's Ueberredungskünsten, ihm zunächst den Puder abzugewöhnen, aber die seltsame Frisur wurde noch beibehalten. In Aegypten tritt die erste Aenderung ein, in der Pyramidenschlacht sind die Haare etwas kürzer, besonders vorn, nicht daß die zottigen Büschel verschwunden wären, sie zeigen sich nur in diskreterer Form. Diese Aenderungen bezeigen eine ganze Reihe von Büsten, welche gleich nach seiner Rückkehr aus Aegypten angefertigt worden sind. Als erster Konsul ließ er anfänglich sich den Backenbart bis zu einem Drittel der Wange stehen; derselbe verschwand aber bald wieder und zugleich wurden auch die Haare wieder um etwas kürzer, bis sie zu Ende des Konsulats so kurz wurden, daß die Soldaten ihm den Beinamen „der Geschorene“ gaben. Von da an wird auch die Stirn immer kahler und zeigt immer mehr ihren schweren Kontur, die Stirnlocke, ein so charakteristisches Merkmal der Kaiserphysionomie, tritt auf.

Sobald die Nägel fertig beschnitten waren, zog Napoleon die Flanelljacke aus, ließ sich Eau de Cologne über den Kopf gießen und frottierte sich mit einer scharfen Bürste Brust und Arme. Der Kammerdiener hatte über Schultern und Rücken die Prozedur fortzusetzen, und dann

den ganzen Körper nochmals zu reiben und zu kneten, indem er in großen Fluten Eau de Cologne darüber ausgoß. Diesen Frottierungs- und Knetungsprozeß, heute würde man ihn Massage nennen, hatte Napoleon, wie er sagte, aus dem Orient mitgebracht; ihm schrieb er seinen günstigen Gesundheitszustand zu. „Stärker, stärker,“ rief er dem Kammerdiener zu, „tue als wäre ich ein Esel.“

Wie die Bäder, so sollte dieses Bürsten und Frottieren der Epiderme die Haut in gutem Zustande und zu den ihr im Organismus angewiesenen Funktionen fähig erhalten. „So wie,“ sagt einer seiner Aerzte, „das Hautnetz sich verdichtete, sei es durch atmosphärische oder irgendwelche andere Einwirkung, so zeigten sich sofort Störungen von größerer oder geringerer Bedeutung; es traten Husten, Harnverhaltung u. a. auf. Sie verschwanden, so wie die Haut wieder zu funktionieren begann.“ Die starken Transpirationen, welche er teils durch seine Bäder herbeiführte, teils dadurch, daß er, in stark erwärmtem Bette liegend, Plumeau über Plumeau türmen ließ, oder daß er einen Barforceritt von 60 Kilometern unternahm, waren für ihn Arzneien. Noch auf St. Helena sagte er: „Sowie ich schwitzen kann und die Wunden an meinem Schenkel aufbrechen, bin ich gerettet“ — es war am 22. Januar 1821. Drei Monate später war er tot: die Natur hatte seinem Willen den Gehorsam versagt.

Der also gebadete, gewaschene und frottierte Kaiser warf sich nunmehr in die Kleider; zog zunächst wieder eine Planelljacke an, über welcher er seit 1808 im Felde,

an einem schwarzen Bändchen hängend, einen schwarzseidenen Gegenstand, etwa so groß wie eine Haselnuß und von Gestalt herzförmig hängen hatte. Unter der seidenen Umhüllung war eine zweite von Leder und in dieser befand sich ein Giftpulverchen, welches nach geheimer Vorschrift präpariert von Cabanis an Condorcet abgegeben war; seine Wirkung sollte eine nie fehlende, augenblicklich tödliche sein. Im Jahre 1812 ersetzte der Kaiser diese Giftmischung durch eine andere, von Ivan erfundene — diese aber ließ ihn 1814 mit ihrer Wirkung im Stich. Bei seinem Abgange zur Armee nach Spanien hatte er Vorkehrungen getroffen, um zu verhindern, daß er lebendig in die Hände seiner Feinde fiel. Wenn er 1815, nach Belle Alliance, obwohl wiederum im Besitze eines tödlichen Mittels, dessen Wirkung ihm bekannt war und das er jetzt in einem kleinen, an den Hosenträgern angebrachten Täschchen mit sich führte, den Gisttod nicht wählte, so hatte das folgenden Grund.

Er hielt es für besser, daß sich das ihm zgedachte Schicksal vollzöge, daß er dastehe als ein mahnendes Beispiel menschlicher Wechselfälle — daß sein Martyrium die einzige Rache des besiegten Frankreich dem siegreichen England gegenüber darstelle.

Nach der Jacke kam das Hemd. Dann zog Constant ihm sehr zarte, dünne Merinosocken an und über diese weißseidene Strümpfe, welche durch elastische Aniebänder festgehalten wurden, übergab ihm ein Paar Unterhosen von sehr feiner Leinwand oder feinstem Barchent und eine

Kniehose von weißem Kaschmir, welche unten eine kleine goldene Schnalle hatte. Wenn der Kaiser statt der Schnallenschuhe Reittiefel anzog; nahm er ein eng anliegendes Beinkleid von weißem Tricot; Kniehosen oder Beinkleid wurden durch Tragbänder von elastischem Stoff festgehalten.

Sein Schneider Chevalier lieferte die Unterjacken, das Stück zu 40 Franks, die Hemden stammten aus den großen Wäschegeeschäften der Mademoiselle Solive oder de Beuvry & Co, in der Rue Neuve-des-Petits Champs, die auch die Halsbinden von starkem, schwarzem Köper lieferten, und sich mit 8 Franks pro Stück bezahlen ließen. Die seidenen Strümpfe, die von Panier bezogen wurden, kosteten 18 Franks das Paar, aber Napoleon beschwerte sich über diesen Preis: „Warum soll ich denn mehr bezahlen als andere,“ sagte er, „das kann ich nicht einsehen. Bin ich da, um übervorteilt zu werden?“ Schuhe und Stiefel mußten ihm sehr bequem sitzen, sie waren um 1 Zentimeter länger als die Füße, diese aber maßen genau 26 Zentimeter; die Schuhe, welche Jacques in der Rue Montmartre verfertigte, waren mit Seide gefüttert; sie wurden stets drei Tage, ehe sie Napoleon in Gebrauch nahm, einem Garderobeunterbeamten, der genau denselben Fuß wie der Kaiser hatte und Joseph Binden ließ, zum Austreten übergeben. Die Schuhe kosteten das Paar 18 Franks. Zuweilen, aber selten und wohl nur im Felde, trug Napoleon Uberschuhe. Wenn er zum Spazierenreiten zu Pferde stieg, zog er direkt die

weichen Reitstiefel über die seidenen Strümpfe, sie waren durchweg mit Maroquin oder mit Seidenplüsch gefüttert, infolge dessen konnte er sie ausziehen, ohne genötigt zu sein, die Strümpfe zu wechseln, die rein geblieben waren. An diesen Reitstiefeln, die 80 Franks das Paar kosteten, waren kleine silberne Sporen von nur einem Zentimeter Länge; einige davon waren ganz abgenutzt. Napoleon hatte zwölf Paar solcher Sporen und die Kammerdiener konnten genau angeben, bei welcher Gelegenheit dieses oder jenes Paar getragen war. Die Sporen des Feldzuges in Sachsen und des Feldzuges in Frankreich schenkte Napoleon an Las Cases mit den Worten:

„Nehmen Sie sie, mein Lieber, ich habe sie bei Champaubert getragen.“

Die Kravatte war doppelt: zunächst am Halse eine sehr dünne aus Musselin und über derselben eine sehr hohe, steife aus schwarzer Seide oder Röper mit einer kleinen Ausrundung vorn. Die Weste war ebenfalls von weißem Kaschmir und reichte tiefer herab, als es heute Mode ist; sie kam mit der Kniehose zusammen auf 85 Franks bei Chevalier, auf nur 64 Franks bei Lejeune zu stehen; infolge dieses Preisunterschiedes wurde letzterer alleiniger Lieferant. Jeden Tag wurde eine andere Hose und andere Weste angezogen.

So penibel der Kaiser in Bezug auf seine Person war, so gleichgültig war er in Bezug auf seine Kleider. Daß er die Feder auf der Hose abwischte, kam häufig vor, deshalb wurde sie jedoch nicht gewechselt, eben

die Strümpfe, obwohl er die Angewohnheit hatte, sich, wenn es ihn irgendwo an den unteren Extremitäten juckte, mit dem Hacken eines seiner Schuhe zu kratzen, infolge wovon natürlich die Sauberkeit des Strumpfes beeinträchtigt wurde. Es mußten jährlich 48 Kniehosen und Westen geliefert werden, sie sollten eigentlich drei Jahre vorhalten, allein es war stets ein Defizit vorhanden. 1811, als die große Auffrischung der kaiserlichen Garderobe stattfand, waren statt 144 nur 74 Hosen und Westen vorhanden.

Ueber die Weste schnallte Napoleon die Degenkoppel; diese hat sehr oft in Gestalt und Ansehen gewechselt; er hatte eine mit Beschlägen (Adlerköpfe und die kaiserliche Chiffre), mehrere von purpurroter Seide, andere von schwarzem Leder, wieder andere von Kienntierleder in Naturfarbe, aber mit goldenen Verzierungen, auch leichte Wandeliere hat er getragen, bei denen der Degen in einem einfachen weißen Halter steckte. Am häufigsten aber trug er, und zwar unter der Weste, eine Tailenkoppel, die er in seinem Kabinet stets abschnallte. Die Degen selbst, es waren ihrer nur zwei für den gewöhnlichen Gebrauch, hatten goldene Stichblätter und Scheiden mit Schildpatt und goldenen Beschlägen verziert. Auf dem Griff des einen waren eine lorbeerumkränzte, eiserne Krone und zwei Medaillons mit einem Minerva- und einem Herkuleskopf, den Degenknopf bildeten ein antiker Helm in Miniatur. Das Gefäß war mit Adlern und Bienen verziert, der Bügel zeigte in der Mitte einen kleinen Schild, auf welchem

ein Adler, Blitze in den Klauen, dargestellt war. Am Rande des Schildes sah man 16 Bienen, d. h. soviel als es Kohorten der Ehrenlegion gab. Die stählerne Klinge war reich mit goldenen Verzierungen inkrustiert. Viennais hatte den Degen geliefert, er kostete 5700 Franks.

Man sollte glauben, der Kaiser müsse mehr als zwei Degen im Gebrauch gehabt haben, es ist in den Inventaren indes immer nur von zweien die Rede. Selbstverständlich waren für gewisse Ceremonien auch noch andere vorhanden, jedenfalls aber nur wenige. Im Jahre 1811 wurden im Ganzen vier Degen inventarisiert, zwei für den gewöhnlichen Dienst. Der Degen, welchen Napoleon bei Austerlitz und seitdem fast immer trug, welchen er seinem Sohne vermachte und welchen der General Bertrand in Verwahrung hatte und später dem König Louis Philipp einhändigte, liegt heute in der Cella des Grabes im Invaliden-Dom.

Den Großkordon der Ehrenlegion trug Napoleon gewöhnlich über, manchmal auch unter der Weste, nur bei feierlichen Gelegenheiten über der Uniform.

Wir sind bei der Beendigung der Toilette: dem Kaiser wird die Uniform gereicht. Gewöhnlich ist es die der reitenden Gardejäger, an Sonntagen aber und bei besonders feierlichen Gelegenheiten die der Garde-Grenadiere zu Fuß. Sie war von dunkelblauem Tuch, „königsblau“ nannte man die Farbe, so war auch der Kragen; der Besatz auf der Brust und den Ärmeln war weiß, dort viereckig, hier in drei Spitzen geschnitten. Die Umschläge der Schöße und Ärmel waren scharlachrot, die Patten

und die Taschen an den Schößen mit goldenen Granaten gestickt. Auf den vergoldeten Knöpfen waren gekrönte Adlerköpfe: der Frack der Chasseurs à cheval war von grünem Tuch. Kragen und Umschläge waren rot, und an den Schößen kleine Jagdhörner in Gold gestickt, die Umschläge vorn spitz geschnitten, die Knöpfe, nach Husarenart, zeigten ebenfalls den gekrönten Adler. Einige von diesen Jägeruniformen, z. B. die im Museum von Sens aufbewahrte, haben auch die gewöhnlichen runden Knöpfe.

Vom Vendémair des Jahres IX an begann Napoleon, damals erster Consul, diese Uniformen zu tragen. In Morfontaine hatte er eines Tages bei Joseph ein zusammengelegtes Kleidungsstück auf einem Fauteuil entdeckt, hatte es ausgebreitet und genau betrachtet: es war eine Oberstenuniform der Consulargarde. „Ich will sie anprobieren,“ sagte er, seinen Rock ausziehend. „Eine hübsche Uniform!“ Er betrachtete sich im Spiegel. „Ich wüßte keine, die mir besser gefiele, wenn es nicht meine Artillerie-Uniform ist.“ Von dem Augenblick an bediente er sich für gewöhnlich einer jenem Muster entsprechenden Uniform — nur bei Ceremonien der Generalsuniform oder des Consulrockes; unter dem Kaiserreich trug er sie ausschließlich. Vielleicht wollte er damit Friedrich dem Großen nachahmen, der stets in Uniform war und der seiner Garde zu Fuß den Vorzug gab.

Im Jahre 1815 sah man den Kaiser zuweilen in der Uniform der Nationalgarde, die er sonst — irrtümlich wird dies behauptet — nie getragen hat: die Uniformen

der Grenadiere zu Fuß und Nationalgarden sahen einander sehr ähnlich.

Die goldenen Epauletten, welche an der Uniform steckten, waren klein, sehr leicht, die Raupen am Rock befestigt. Einen besonderen Schmuck bildete der in Silber gestickte Stern und die beiden anderen Ordenszeichen der Ehrenlegion, sowie der Orden der eisernen Krone. Vor Austerlitz trug Napoleon den einfachen silbernen Adler, über welchem erst im April 1806 die Krone angebracht wurde, nach Austerlitz den goldenen Adler der Offiziere der Ehrenlegion und blieb dabei bis zu seinem Tode. Den Orden der eisernen Krone in Gold (Klasse der Kommandeure) trug er seit 1805: es war die lombardische Krone mit dem Medaillonbilde des Stifters und über derselben der Adler. Der Orden wurde an einem orangefarbenen, grüngeränderten Bande getragen.

Es sind zwei Porträts bekannt, auf welchen Napoleon mit dem Stern und dem Kordon des Ordens de la Réunion — gestiftet am 18. Oktober 1811 — dargestellt ist. Das Band war blau. Wahrscheinlich hat Napoleon den Orden auf seiner Reise in die annektierten Departements getragen, denn die erwähnten Porträts sind holländischen Ursprungs.

Die Jägeruniform kostete 200 bis 210, ein Paar Epauletten 148, der Stern der Ehrenlegion 92, die Grenadieruniform 240 bis 250 Frks. — dies waren Preise des Schneiders Chevalier, Lejeune lieferte die Grenadieruniform mit Stern und Epauletten für 340 Frks. Dieser erhebliche

Preisunterschied wurde Veranlassung, daß 1813 der neue Oberhofkämmerer, Herr von Turenne, Lejeune zum Lieferanten machte.

Herrn de Rémusat hatte der Kaiser am 19. Aug. 1811 kund getan, daß er nichts mehr von ihm wissen wollte. Er war empört darüber — was ihm niemand verdenken kann — daß sich die Lieferanten um Zahlungen an ihn direkt zu wenden anfangen.

„Ich war“, so erzählt er selbst, „in Saint Cloud und saß gerade mit der Kaiserin im Wagen; um uns her war eine ungeheure Menschenmenge angesammelt. Mit einem Mal wurde ich nach orientalischem Muster — in Konstantinopel ist es so Mode, wenn der Sultan zur Moschee fährt — von einem Manne angerebet, der für mich gearbeitet zu haben angab, die beträchtliche, ihm schon seit lange schuldige Summe nicht erhalten könne und von mir direkt forderte. Es stellte sich heraus, daß der Mann Recht hatte, zugleich aber auch, daß ich schon längst bezahlt hatte.“

Sei es nun aus Mangel an Ordnung, sei es in Folge von Veruntreuungen, der Garderobenbestand war einmal nicht der, der er sein sollte, und dann hatten sich Schulden zu bedeutender Höhe angehäuft. Lag Nachlässigkeit vor, so war sie um so unverzeihlicher, weil Herr und Frau Rémusat alles, was sie waren, alles, was sie hatten, dem Kaiser verdankten. Rémusat war aus dunkler Existenz, eigentlich kann man sagen aus der Misere, vom Kaiser hervorgezogen, zunächst, und zwar zur

Zeit des Konsulats, im Haushalt untergebracht, dann Kammerherr, schließlich Oberhofkämmerer geworden; auch in den Grafenstand war er erhoben und stets sehr reichlich mit Geldzumendungen bedacht worden, die, wenn sie der Treue und Ergebenheit gelten, den Empfänger ehren, ihn aber entehren, wenn er Verrat übt. Es war ihm beispielsweise unter dem 28. Messidor des Jahres XII eine Gratifikation von nicht weniger als 200 000 Franks gezahlt worden. Rémusat gehörte nicht zu denen, deren allzu weites Hirn es ablehnt, sich kleinlichen Verhältnissen der Alltäglichkeit unterzuordnen; auf Kosten seines Herrn konnte er sehr verschwenderisch sein, sobald es sich aber um die eigene Börse handelte, war er ein Knauer nach allen Richtungen hin. Herr und Frau von Rémusat, die außer ihren unter verschiedenen Rubriken fungierenden amtlichen Bezügen von circa 42 000 Frks., Geschenke und Sporteln aller Art, Benefizien von seiten der Intendanz der kaiserlichen Theater u. bezogen, hatten im November 1807, um „ein Haus zu machen und Fremde bei sich zu empfangen“, aus dem Geheimfond eine Beihilfe von monatlich erst 2000, dann 5000 Frks. erhalten; die Summe war von 1807 bis 1808 gezahlt — allein im Oktober 1808 waren Rémusat und Frau noch dabei, „ernstlich daran zu denken, den Absichten ihres Gebieters zu entsprechen und größere Gesellschaften zu geben.“ Als Napoleon dahinter kam, welcher Gebrauch von seinen freigebigen Zuwendungen gemacht wurde, reduzierte er, als Warnung vielleicht nur, die Gratifikationen im Jahre 1809 auf 36 000 Frks. und

auf 24000 im Jahre 1810. Es ist allbekannt, daß der erste Kammerherr und seine Frau seit 1808 in flagranti bei einer Verschwörung hätten erwischt werden können, und dann kam im Jahre 1811 die Geschichte mit den 16000 Frks. Schulden auf die Toilette des Kaisers zur Sprache, und nun erst entzog Napoleon Herrn Rémusat, indem er ihn auf seinem Posten als erster Kammerherr beließ, den Titel eines Oberhofkammerers.

Um ihren Gemahl zu rechtfertigen, stellte Frau Rémusat die Behauptung auf, daß die 40000 dem Budget angerechneten Franks nicht ausreichend gewesen wären; die Ziffer, welche sie angiebt, ist falsch; es waren vom Jahre XI bis 1814 für die Toilette im Hausbudget nur 20000 Frks. ausgeworfen, — von der Zeit an, da die bisherigen Funktionen des Herrn Rémusat in andere Hände übergingen, genügte die Summe vollkommen.

Der Nachfolger, Graf Turenne d'Aynac, hatte neben seiner wirklichen Anhänglichkeit für den Kaiser alle jene Eigenschaften, die seinem Vorgänger fehlten, das heißt: Ordnung und Sparsamkeit. Außerdem war Turenne ein braver und durch und durch wackerer Mann, als Ordonnanzoffizier des Kaisers hatte er während der Feldzüge, an denen er teil nahm, dies hinlänglich bewiesen, Turenne war geistreich und sehr unterrichtet, er verstand es, den Kaiser mit Anekdoten zu amüsieren, wegen seiner Anglomanie nannte Napoleon ihn „Mylord Kinsester“. Uebrigens waren seine amtlichen Verrichtungen sehr vereinfacht worden. Napoleon hatte einen Tarif mit

den laufenden Preisen aufstellen und ein vollständiges Inventar machen lassen; die ganze Einrichtung ähnelte seitdem der der Regimentskammern. —

Wenn, nach endlich beendeter Toilette, der Kaiser die inneren Gemächer verließ, nahm er mit der Linken den Hut, den der erste Kammerdiener ihm überreichte. Dieser Hut war von schwarzem Kastor, ohne Besatz oder Galon, nur mit einer kleinen dreifarbigem Kokarde geschmückt, die auf einer Schleife von schwarzer Seide steckte; Lieferant für diesen Artikel war Boupard & Co., ein Hut kostete 60 Frks., vier sollten jährlich gekauft und jeder drei Jahre lang getragen werden; sie waren groß, obwohl von „petit chapeau“ die Rede ist. Das Material war weich, denn der Kaiser war am Kopf überaus empfindlich; sie mußten trotzdem sehr unbequem sein, und wenn sie längere Zeit dem Regen ausgesetzt waren, verloren sie alle Façon, die Aufschläge fielen über Gesicht und Schultern -- trotzdem hielt Napoleon daran fest: er fand sich bezeichnet durch den seltsamen Hut und für jedermann erkennbar.

Erst um das Jahr 1802 hatte er die Façon zu tragen angefangen, es war zu der Zeit, als Nabeu sein Portrait — ganze Figur im Park von Malmaison — malte. Als Konsul bei Zeremonien trug er einen Hut mit goldnen Borten, aber ohne Federn. Als Kaiser war er nahe daran, sich für einen Helm von vergoldetem Kupfer zu entscheiden. Es hat sich ein solcher unter den Garderobegenständen vorgefunden. Zu Zivilkleidern,

welche er selten anlegte und nur dann, wenn er incognito auftreten wollte, trug er den üblichen runden Hut.

In den Tuileries hat er nie einen anderen als den sogenannten petit chapeau getragen, er hatte ihn eigentlich fortwährend bei sich, sei es auf dem Kopfe, sei es in der Hand, er pflegte ihn an der vorderen Flügelkrempe zu fassen und mit ihm während der Unterhaltung zu hantieren. Geriet er in Zorn oder wollte er zornig erscheinen, so warf er ihn auf die Erde und stieß ihn mit dem Fuß von sich.

Nach dem Hut nahm der Kaiser von seinem Kammerdiener ein Taschentuch in Empfang, auf welches er Eau de Cologne gießen ließ und welches er erst auf die Lippen, dann auf die Stirn drückte und mit dem er leicht hin auch die Schläfen betupfte. Das Taschentuch war von sehr feinem Battist, und wie alle Wäschegegenstände, welche die Mademoiselle Colive und de Beuvry lieferten, mit einem gekrönten N gestickt, einige hatten verschiedenfarbige Vignetten; das Stück kostete 12 Frks.

Zur vollständigen Tagesausstattung gehörte noch eine Porgnette, eine Bonbonniere, in welcher kleine Pastillen aus einem Gemisch von Lakritz und Anis waren und drittens eine Schnupftabaksdose. Ohne diese Gegenstände in die Tasche gesteckt zu haben, verließ Napoleon nie das Gemach. Das Hofpersonal wußte genau, in welche Tasche jeder Gegenstand untergebracht wurde: wenn der Kaiser z. B. vergeblich in einer und der andern suchte, war schon, ehe



Das Lever. (Siehe S. 126.)

er nur irgend etwas gesagt hatte, ein Diener mit der vermißten Sache herbeigeeilt.

„Dunan“, sagte er eines Tages ganz erstaunt zum Ober-Rüchenmeister, „sind Sie denn ein Tausendkünstler, daß Sie wissen, was ich vergessen habe!“

„Sire“, erwiderte Dunan, „ich habe bemerkt, daß Ew. Majestät das Taschentuch stets in der rechten und die Tabatiere in der linken Tasche stecken haben.“

Die Taschenlorgnetten, welche Verebours, ein damals berühmter Optiker auf dem Pont neuf, lieferte, waren meist von vergoldetem Silber und kosteten 180 bis 220 Frks. Obwohl Napoleon weit weniger kurzsichtig war als seine Brüder Lucian und Jérôme, so konnte er doch nicht weit sehen, und zu Hause sowohl wie im Felde bediente er sich einer Lorgnette oder eines Binocles mit Stiel.

Die Bonbonnieren waren kleine runde Schächtelchen aus Kristall oder Schildpatt mit goldenen Einfassungen; auf einigen war ein Medaillon, z. B. mit dem Porträt von Madame Mère oder dem der Königin Karoline; die Pastillen waren ganz klein, hatten nur den Zweck, den Mund zu parfümieren und stellten zugleich die einzige Näscherie vor, die er sich gestattete.

Was die Schnupftabaksdosen betrifft, so waren sie von den verschiedensten Arten, Formen und Werten vorhanden: Geschenke des Papstes, des Sultans, der Kaiserinnen Josephine und Marie Louise, seiner Mutter, seiner Schwägerinnen Katharina und Julie, seiner Schwester Karoline. Einige datierten aus der ersten Zeit des Kon-

fulates: Napoleon hob alles sehr sorgfältig auf, woran sich irgend eine Erinnerung knüpfte, womit ein Gedanke verbunden war. So benützte er in Italien eine Tabatiere, deren oberer Deckel mit der Miniature seiner geliebten Josephine geschmückt war; er zerbrach das Glas und es überkam ihn ein ahnungsbanger Schreck. Im Messidor des Jahres VI, immer noch in Italien, verliert er die Tabatiere, schleunigst schreibt er an Josephine: „Ich bitte Dich, suche mir eine etwas flache aus und laß auf den Deckel etwas hübsches eingravieren — füge auch eine Locke Deines Haares bei.“

Die vielen prachtvollen, überaus kostspieligen Tabatieren: mit Diamanten besetzte, aus seltenen Steinen geschnittene, von Künstlern hergestellte, die er während seines Lebens zum Geschenk bekommen hatte, benützte er nicht; er bevorzugte einfachere und darunter die, die eine ovale Form hatten, mit Charnieren versehen, aus Schildpatt oder aus Holz hergestellt und klein waren, eine Kamee oder eine antike Medaille in goldener Fassung zeigten. Benutzt wurden: eine von Schildpatt, länglich oval, welche mit vier silbernen Medaillen, die Profile des Regulus, Sulla, Pompejus und Cäsar darstellend, ausgelegt war, eine andere auch von Schildpatt mit einer Miniature Isabeh's, welche den König von Rom darstellte, wiedere eine andere mit dem Porträt Marie Louise's, welche ihm von Wien bei seiner Verheirathung geschenkt wurde. Die Vorliebe für Medaillen auf Tabaksdosen ist bezeichnend; sollte man nicht meinen, er habe stets seine Vorbilder vor Augen

haben wollen: große Führer ihrer Völker, wie Alexander, Peter den Großen, Karl XII., Karl V., Franz I., Friedrich II., Augustus, Cäsar; ferner die Stifter von Dynastien: Demetrius, Poliorcetes, Antiochus, Mithridates, Constantin?

Die ovalen Dosen hatten den Vorzug, daß er sie mit einer Hand öffnen konnte, und dabei keine Zeit verlor wie bei den runden und viereckigen.

Der Tabak mußte sehr grob gekörnt sein und aus verschiedenen Sorten bestehen; er kostete das Pfund 3, auch 3.60 Grks. Ancest und Robillard waren die Lieferanten. Aufbewahrt wurde er in großen irdenen Gefäßen, zinnernen Büchsen oder auch in kleinen verschlossenen Kästchen, zu denen der erste Kammerdiener allein einen Schlüssel besaß. Man hatte diese Vorsichtsmaßregeln ergriffen, weil Napoleon als Konsul in Malmaison einst auf einer Kommode eine Schupftabakdose gefunden hatte, welche genau wie die feinige aussah und vergifteten Tabak enthielt. Niemand wie Constant berührte den Tabak.

Eines Abends, eben als der Kaiser sich von der Tafel erhoben hatte, bemerkte ein Kammerherr, daß die Dose leer war, er beeilte sich, dieselbe wieder füllen zu lassen. Kaum aber hatte der Kaiser sie geöffnet, so wirft er auch den Inhalt ins Feuer und macht dem Tafeldecker ein Zeichen, daß er den Tabak von ihm haben will. Hier war Mißtrauen kaum im Spiel, er wollte nur einschärfen, daß ein jeder, der zu seinem Haushalt gehörte, seine bestimmten Verrichtungen habe und daß er Uebergriffe aus dienstfertiger Zuvorkommenheit nicht liebe.

Napoleon verbrauchte große Mengen von Tabak, ohne daß er gerade eine Uebersahl von Prisen genommen hätte, aber die einzelne Prise war stets sehr reichlich; er zog sie nämlich nicht ein, sondern ließ sie wieder fallen, sobald er die Nasenlöcher gefüllt hatte. Oft hielt er nur die Dose, indem er sie hin und her bewegte, unter die Nase. Seine Schnupftücher waren fast nie von Tabak besudelt. Mit dem Rauchen des Tabaks hatte er es ähnlich gemacht; es war ihm aber übel bekommen, denn er wollte den Rauch atmen, ohne ihn einzuziehen und von sich zu blasen. Er hatte eine türkische Pfeife (Tschibuk) in vollem Brande zur Hand genommen und die Bernsteinspitze in den Mund gesteckt. Dem eingeatmeten Rauch folgte natürlich ein fürchterlicher Husten. „Puh, puh! Fort mit der Schweinerei!“ rief er und warf die Pfeife auf die Erde. Seitdem hat er das Rauchen auch nicht wieder versucht. Die kostbaren Pfeifenrohre aus Sazminholz, mit Bernstein und kostbaren Steinen besetzt, welche er aus Aegypten mitbrachte und welche er eines Tages, bald nach dem Brumairetage, dem General Moreau zeigte, verblieben trotzdem bei dem Garderobenbestande und befanden sich dort noch 1811.

Eine Uhr schien Napoleon für gewöhnlich nicht getragen zu haben. Hatte er zufällig einmal eine bei sich, so beachtete er sie gar nicht; es kam vor, daß er die Uhr, wenn er sich entkleidete, ebenso von sich warf wie alles, was er an sich hatte. Wenn er zornig war — oder zornig zu sein simulirte, wie man immer hinzufügen sollte — so faßte er wohl nach der Uhr und warf sie, gerade

so wie er es mit dem Hut machte, von sich. Reparaturen kamen daher, wie man sich denken kann, sehr häufig vor.

Die im Garderobenverzeichnis aufgeführten Uhren waren Repetiruhren, ohne Chiffre und ohne besondern Schmuck, in einfacher goldener Kapsel mit Glas über dem Zifferblatt. Zwei waren von Silber mit Schlagwerk. Lépine, Bréguet und Mugnier waren die Verfertiger. Einige waren in seinem Besitz seit dem italienischen Feldzuge, z. B. die, welche er auf St. Helena Bertrand mit den Worten gab:

„Sie schlug gerade 2 in der Nacht bei Rivoli, als ich Foubert den Befehl zum Angriff gab.“

Was das Geld betrifft, so steckte Napoleon nie solches ein. Wenn er ausritt oder ging und wollte irgendwo eine Spende machen, so wandte er sich an den Adjutanten, den Stallmeister oder diensttuenden Kammerherrn, ja an den ersten besten, der ihm im Schloß begegnete.

In seinen innern Gemächern lagen stets in dem Schubfach eines Tisches Geldrollen für ihn bereit, die für kleine Gaben bestimmt waren; handelte es sich um eine bedeutendere Summe, so frigelte er sie auf einen Bon an den Oberschatzmeister, oder er gab dem Privat-Sekretär auf, den Posten aus der Privatschatulle, der sogenannten „petite cassette“, zu zahlen.

Punkt 9 Uhr, wenn die Toilette beendet war, begann der offizielle Tageslauf.

IV. Das Lever.



IV. Das Lever.

Der Kammerherr vom Dienst — Der Salon der Diensthabenden. — Die vornehmen Besucher (*Grande entrée*). — Der Salon der täglich benutzten Gemächer. — Der Frühaufgang (*lever*). — Die Audienzen. — Gnadenbewilligungen. — Die Etikette bei Audienzen.

Einige Minuten vor 9 Uhr ließ sich das schon gelegentlich erwähnte Krägen an der Thür vernehmen. Es war der Kammerherr du jour, der auf diese Weise anzeigte, daß er da sei. Er war in einem reich mit Silber gestickten scharlachroten Seidengewande, weißem Kniebeinkleide und weißer Weste; über der rechten Tasche des Rockes befand sich eine Schleife von grünem Seidenbande, mit Goldborten und goldnen Eichen geschmückt, auf derselben ein Schlüssel ohne Bart, der am Griff über einem gekrönten Adler einen kleinen Schild mit dem N zeigte. Wie alle Beamten des Zivildienstes und alle Militärpersonen, so durften die Kammerherren auch nie anders in der Oeffentlichkeit erscheinen als im Hofkleide. Niemals hätte der Kaiser geduldet, daß aus Bequemlichkeitsrücksichten

diese Herrn in Zivilkleidern erschienen wären. Vom Jahre 1807 an mußte jeder, der zum Hofe gehörte, wenn er zu irgend einer Privat-Fete eingeladen war, in einem seidenen oder sammetnen Gewande à la française erscheinen. Es war dies zugleich ein Mittel, um die Manufakturen von Lyon in die Höhe zu bringen.

Der Kammerherr du jour, der in den Tuileries ein Absteige-Zimmer sein nannte, hatte sich schon in aller Frühe überzeugt, ob die Zimmerlakaien auf ihren Posten waren und ihren Dienst versehen hatten, ob überhaupt in den innern Gemächern alles in Ordnung war. Nachdem er an der Thür des Schlafzimmers vorschriftsmäßig gefragt hatte, öffnete ein Kammerdiener, der den Befehl des Kaisers abgewartet hatte, die Thür und ließ ihn eintreten. Er übergab das Verzeichniß der zur Morgenaufwartung (lever) erschienenen Personen.

In dem anstoßenden Saal waren inzwischen an jeder Thür zwei Lakaien (huissiers) postiert worden; dieselben trugen grüne an Kragen und Schößen mit Gold gestickte Livreen, rote Westen, schwarze Kniehosen. In den zweiten Salon, den sogenannten Dienstsaal, waren die Ober-Kronbeamten, sowie die Herren vom kaiserlichen Hause, welche den Dienst hatten, bereits eingetreten.

Da war der Ober-Kammerher, dessen Gewand von dem des einfachen Kammerherrn sich nur dadurch unterschied, daß der Schlüssel, den er trug, größer und der Rock reicher gestickt war; mit ihm war ein zweiter Kammerherr du jour erschienen, welcher den Dienst in den großen

oder Staatsgemächern hatte. Ferner waren da der Oberhofstallmeister und ein simpler Stallmeister in hellblauer Uniform, der Oberzeremonienmeister und ein Unterzeremonienmeister in violet — der Oberzeremonienmeister führte einen Schlüssel, der dem des Oberkammerherrn gleich war. Es waren da: Der Oberhofjägermeister und ein Jägermeister in grün, der Palastpräsekt du jour in Amaranth — der Oberhofmarschall hatte bei der Toilette zugegen zu sein — der Großalmosenier und der diensthabende Almosenier, beide in der ihrem Range entsprechenden Soutane; der General-Intendant, der Kron-Schatzmeister, endlich der General-Oberst du jour, in der Uniform des von ihm befehligten Korps, mit den Achselschnüren (Fangschnüren), dem Unterscheidungszeichen der Garde, welches auch die Adjutanten über ihrer Uniform trugen.

Punkt 9 Uhr verließ der Kaiser die innern Gemächer. War er früher fertig, so wartete er, bis die Stuhluhr geschlagen hatte. Er betrat den ersten Salon, in welchem mit ihm zugleich die Hausbeamten vom Dienst, geführt vom Kammerherrn du jour, eintraten. Die Audienz hier war gewöhnlich sehr kurz, es sei denn, daß irgend etwas besonderes vorlag, daß der Kaiser den Wunsch hatte, eine Neuigkeit in die Oeffentlichkeit zu lancieren und durch die Anwesenden zu den Abwesenden sprechen wollte, oder daß der Abbé Pradt, der Almosenier, fehlte und die römische Politik wieder einmal die Aufmerksamkeit auf sich zog. Für gewöhnlich ging es bei dieser Audienz sehr stille her, der Kaiser beschränkte sich darauf, in kürzester Form Be-

fehle auszuteilen. Wenn er bei diesen Gelegenheiten einen oder den andern Staatsbeamten bei Seite nahm, so war es ein Zeichen, daß er irgend etwas in der Luft über sich zu bemerken glaubte. Ségur, der Oberzeremonienmeister, oder Daru, der Generalintendant, beide zu jener zweiten Klasse des Institut de France gehörend, welche die Akademie vertrat und deren Lasten und Unannehmlichkeiten zu schleppen hatte, vernahmen dann sehr energische, allerdings nicht an sie direkt gerichtete Worte. Dadurch erreichte Napoleon, daß in ganz Paris von dem gesprochen wurde, was beim Lever vorgefallen war, und weiter wollte er für den Augenblick nichts. (Siehe Bild S. 113).

Mit Ausnahme der angedeuteten Vorgänge ist das Lever eigentlich nur „die Befehlsausgabe“. Alles geht dabei auch militärisch zu. Keine Hiftörchen werden erzählt oder Scherze ausgetauscht, keine Vertraulichkeiten giebt es und keine Gunstbezeugungen. Man ist da, um Direktiven in Empfang zu nehmen oder Bericht zu erstatten, oder lediglich der Huldigung wegen, und aus letzterem Grunde liegt Napoleon viel an einem zahlreichen Erscheinen: Pünktlichkeit wird unbedingt gefordert. Wer zu spät kommt, muß um Entschuldigung bitten. Ségur hatte dafür 1809 eine Formel erfunden:

„Man kam nicht vorwärts in den Straßen: ich bin in ein Gedränge von Königen geraten.“

Mit einem kurzen Gruß wurde das Lever beendet und nun öffnete der Kammerherr du jour die Thür und die Grande entrée nahm ihren Anfang, das heißt die

Aufwartung der ersten im Staate: der Prinzen der kaiserlichen Familie und der Prinzen des Reiches, der Kardinäle, der höchsten Staatsbeamten, der Oberbeamten des Haushaltes der Kaiserin, der Präsidenten der großen Staatskörperschaften zc. Alle sind an der Treppe des Florapavillons ausgestiegen, ihre Equipagen haben allein das Recht der Einfahrt in den Tuilerienhof, dieselben werden bei der Einfahrt vom Portier Nivernois kontrolliert. Auf dem ersten Treppenabsatz salutieren die Zimmerportiers mit den Helikarden; die Herrschaften durchschreiten den Saal der Garden, diesen schönen, von Fontaine und Percier soeben neu decorierten Saal: am Plafond ist Mars auf dem Kriegswagen dargestellt. Bei ihrem Eintritt erheben sich die Bagen von ihren, früher mit einfachem Utrechter Sammet, jetzt mit schönen Savonneries überzogenen Bänken, um sich ehrfurchtsvoll zu verneigen. Die Thür zum Dienstsaal wird von einem Lakai geöffnet und die Herrschaften verweilen in demselben bis auf weiteres.

Man steht da und tauscht einige Gemeinplätze aus: voilà tout. Es giebt nicht einmal eine Augenweide, denn mit Ausnahme der Möbel, der Lehnstühle und Sessel mit vergoldeten Füßen und Lehnen, mit Ueberzügen en Beauvais, und eben solchen Portièren und Vorhängen ist alles gerade so, wie es unter Ludwig XIV. war. Am Plafond Marie Thereses Porträt, gemalt von Rocret, als Minerva, an den Wänden unschöne Landschaften, mit beinahe schwarz gewordenen Farben. Der Gesamteindruck des Raumes ist ein trister — nur eine interessante Beobachtung drängt

sich auf: Savonnerie- (Teppichweberei bei Paris) Ueberzüge für die Wagen, en Beauvais-Bezüge für die vornehme Welt, Gobelins für die kaiserlichen Sitze! Licht ist nur wenig in diesem Saal; es fällt einem die Bemerkung ein, welche Koederer einmal dem ersten Konsul machte:

„Wie trübselig ist es hier, General!“

„Trübselig wie das Erhabene,“ antwortete Bonaparte.

Ein jeder, der sich eingestellt hat oder befohlen wurde, ist in dem seiner Würde entsprechenden und vorgeschriebenen Anzuge mit seinen Orden geschmückt, in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen. Die Prinzen der kaiserlichen Familie, an anderer Stelle Könige, erscheinen nur als französische Prinzen. Cambacérès ist da in seinem violetten Paradeskleide als Erz-Kanzler, Lebrun in schwarz als Erz-Oberschatzmeister, der Vize-Groß-Kurfürst Talleyrand in Ponceau, alle haben ein Schwert an der Seite auf dessen Gefäß ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln dargestellt, während oben auf dem Griff ein doppelköpfiger Löwe zu sehen ist. Minister, Senatoren, Deputierte, Tribunen, Präfekten, Generale sind da in blauen Gewändern, die sich nur durch die Stickereien unterscheiden. Die Oberbeamten des Hofstaates der Kaiserin und der Prinzen sind in den schillernden Farben ihrer Dienstkleider — es ist in der That ein ganz einziges Bild! Noch farbenreicher wird es, wenn die Fürsten des Rheinbundes in den Uniformen ihrer Kontingente zur Grande entrées erschienen sind.

Nach streng hierarchischer Reihenfolge führt der Kammerherr die Berufenen in den Salon des Kaisers,



Die Audienzen. (Siehe S. 155.)

dessen sechs Fauteuils mit schönen Gobelins überzogen, dessen Gardinen und Portieren ebenfalls aus der berühmten Kunstweberei stammen, dessen Plafond den Triumph Minerva's — es ist wiederum Marie Theresé — darstellt. Man gruppiert sich im Kreise, oder wie die Hofsprache will, „man macht Cercle“. Der Kaiser geht langsamen Schrittes dahin und wendet sich an jeden mit einigen Worten. Wer sich mit großem Eifer zu der Grande entrée einfindet, entgeht leicht einem Verdacht, den etwa sein sonstiges Betragen einflößen könnte. Da ist vor allem eifrig der Herr Marquis de Talleyrand: er erscheint sogar, wenn er tief in Ungnade gefallen ist — ist der erste, der kommt, der letzte, der geht. Da er weder arretiert, noch füseliert wird, zeigt er sich jeden Morgen: der Kaiser aber redet kein Wort zu ihm, man flieht seine Nähe, um ihn her ist leerer Raum — der Marquis de Talleyrand aber bleibt, kommt wieder, seine Haltung drückt Gleichmut aus. Er wartet und rechnet darauf, daß Napoleon, der ein ihm zugefügtes Unrecht so überaus leicht verzeiht, in Bezug auf ihn seinem Naturell keinen Zwang antun werde — zuletzt hat der Marquis Recht!

Am meisten spricht der Kaiser mit denjenigen unter den Erschienenen, die er zu sehen nicht gewohnt ist; mit den Ministern hat er ja auch im Laufe des Tages noch mancherlei Arbeit, namentlich sind es höhere Offiziere, die er durch den Kammerherrn für die Grande entrée hat befehlen lassen, weil er irgend eine Auskunft von ihnen haben will.

Liegt eine Veranlassung vor, einem Minister einen derben Rüffel zu erteilen, so wartet Napoleon nur selten die Arbeit unter vier Augen mit ihm ab, sondern zieht das Register seiner Scheltworte vor der ganzen Versammlung auf; es handelt sich dabei nie um Bagatellen, sondern um wichtige Angelegenheiten. Es giebt bei der Grande entrée keine Unterhaltung, die nicht die Verwaltung oder die Politik beträfe, galante Angelegenheiten oder „Amusements“ sind ausgeschlossen. Fragen, die durch ihre präzise und knappe Fassung, durch das Detail, welches sie berühren, fast beunruhigen, werden gestellt und eine ebenso knappe, kurze Antwort, womöglich in Gestalt brutaler Zahlen, wird verlangt: es sind Fragestellungen wie die eines Richters. Sie sind der Ausdruck einer stets wachen Aufmerksamkeit, die über ganz Europa mit derselben Gelassenheit hinstreift, als handle es sich darum, eine Kommune von einigen tausend Seelen zu überblicken, sie fliegt von der Schelde zur Donau, von Napoléonville nach Erfurt, überall gegenwärtig, gebieterisch, ohne Aufenthalt, die menschliche Natur knetend, um ihr etwas zu erpressen, was seinem Vorhaben dienen könnte — dieses Schauspiel bietet der Kaiser jeden Morgen, er prägt damit den Dienern des Staates ein, wie begierig er ist, für alle zu denken.

Das Lever dehnt sich darum nicht länger aus, als es soll; hat der Kaiser die Absicht, eine Frage bis auf den Grund zu erschöpfen, oder hat einer der hohen Staatsbeamten ihm irgend etwas besonderes zu unterbreiten, so wird das in einer Privataudienz erledigt.

Diese Privataudienzen folgen dem Leber unmittelbar und finden in dem nämlichen Salon statt, aus welchem die Anwesenden soeben durch einen leichten Gruß entlassen wurden: in das Kabinet hat bekanntlich niemand Zutritt. Außer den Angeführten sind alle die, welche darum gebeten und die Bewilligung erhalten haben, zu den Audienzen zugelassen. Der Kammerherr, welcher den Dienst hat, besitzt eine Liste, von welcher er sich nicht trennt, denn der Kaiser hat eine gleiche und will nicht, daß um einer Gunstbezeugung willen jemand eingeschmuggelt und ihm ein Streich gespielt wird. Diese Namensliste wird streng innegehalten; Herr von Rémusat ist damit jedoch einmal schlecht gefahren.

Es war in St. Cloud; der Polizeipräfekt, Graf Dubois, stieg gerade im Schloßhof in seinen Wagen, als er von einem Balkon aus den Kaiser rufen hört. Eiligen Schrittes kehrt Dubois zurück; vor der Thür der kaiserlichen Gemächer findet er als diensttuenden Kammerherrn den Herrn von Rémusat, der ihn weiter einzudringen verhindert. Dubois erklärt sich, Rémusat läßt sich auf nichts ein, er hat seinen strikten Befehl, seine „Consigne“ und an dieser hält er standhaft fest. Es kommt zwischen beiden Herrn zu einem heftigen Wortwechsel, während desselben tritt der Kaiser, in Ungeduld auf Dubois wartend, ein.

Der Kaiser soll ein sehr wenig höfliches Wort über die geistigen Fähigkeiten seines ersten Kammerherrn haben fallen lassen. Vielleicht wäre ein noch schärferes als das

gebrauchte am Platze gewesen, denn es handelte sich bei der Gelegenheit um niemand anderes, als um Fouché, der in Gefahr war. Fouché aber war ein guter Freund der Frau Rémusat; sie hatte ja eben erst eine Ausöhnung mit seinem alter ego, dem Herrn von Talleyrand, herbeigeführt und ihrem Gemahl lag durchaus nicht daran, die Maßregeln gegen den Freund durch eine abermalige Unterredung des Kaisers mit dem Polizeipräfekten Dubois womöglich noch verschärft zu sehen.

Bei diesen Audienzen in der Frühe, mit Ausnahme von denen, die den Ministern zustanden, handelte es sich nie um wichtige Angelegenheiten, sondern meist um Bittgesuche, über welche der Kaiser im voraus schon unterrichtet war, und welche nur bewilligt wurden, wenn die Absicht vorlag, den Bitten zu entsprechen.

Es erschienen zu diesen Audienzen auch erbitterte Feinde als Supplikanten; sie mußten stets etwas warten, mußten wiederkommen, damit sich das Gerücht zu verbreiten Zeit hatte, daß dieser oder jener Verschwörer vor dem neuen Herrscher als Bittender erschienen und — nicht abgewiesen sei; daß sich hier und dort eine Kerkertür geöffnet, weil man für den Gefangenen gebeten hatte, daß ein Exilierter zurückkehren durfte, weil man darum gebeten hatte. Napoleon glaubte, daß die wiederholte Anwesenheit solcher Leute im Palais dahin führen würde, ihren Familien eine diskretere, um nicht zu sagen loyālere, Haltung zu empfehlen.

Ein Staunen würde durch die Welt gehen, wenn die Liste der Herren und Damen veröffentlicht würde, welche

zu diesen Privataudienzen in den Tuileries zugelassen und denen ihre Bittgesuche meist bewilligt wurden. Da waren, außer den Prinzen des Hauses Bourbon (einige waren darunter, die laufende und bedeutende Unterstützungen bezogen), viele Repräsentanten alter Adelsfamilien, welche der Güte des Kaisers allein die Ueberweisung von Gütern und Grundstücken verdanken, welche sie noch heute besitzen und welche ihren Reichtum bilden. Wenn einige dieser Ueberweisungen, Restitutionen genannt, durch Kriegsdienste gerechtfertigt erschienen, so war ein Teil auch als eine Aufforderung aufzufassen, in den Dienst des neuen Hofes zu treten — in allen Fällen war um diese Vergünstigungen nach gesucht und dieselben auf dem „Gnadenwege“ zugestanden worden. (Siehe Bild S. 129).

Vor dem Kamin stehend, in welchem bis tief in das Frühjahr hinein Feuer brannte, und gegen welchen er fortwährend mit den Hacken seiner Schuhe klopfte, empfing er diese Bittsteller. Seine klaren Augen, die von einem Blau waren, das fast schwarz werden konnte, wenn sich die Aufmerksamkeit auf irgend etwas konzentrierte, dann wieder stahlgrau aussahen, wenn irgend eine innere Bewegung, namentlich Born ihn ergriff — sie glänzten dann und schienen von flüssigem Metall — richteten sich mit durchdringendem Blick auf den, der vor ihm stand und den er bis zu Ende anhörte. Dann stellte er meist kurze, oft, besonders für die Damen, wenig höfliche Fragen. Mit Damen zu verhandeln hatte er nicht gelernt, er benahm sich nicht richtig ihnen gegenüber; einige nahmen es übel

und gaben heftige Antworten. Er trug sie ihnen aber nicht nach, sondern amüsierte sich darüber; nur selten kam es vor, daß eine Frau seinen Salon verließ, ohne neben der Bewilligung ihres Gnadengesuches nicht eine gereizte Stimmung gegen den gütigen Geber mitzunehmen. Unter den Männern gab es auch nur wenige, die nach einer solchen Audienz ihm eine volle Ergebenheit an den Tag gelegt hätten.

Die Bitten um Geld, welche an ihn gerichtet wurden, waren ebenso häufig, als die um Streichung (auf der Liste der Exilierten) und Rückerstattung der Güter. Meistenteils gab er das Geld, zuweilen auch borgte er, dann figurierte das Darlehn in der Abrechnung des General-Intendanten. Es war eine bloße Formalität, denn nie bestand der kaiserliche Gläubiger auf Rückhändigung jenes Kapitals. Sehr oft, namentlich bei Kindtaufen oder Hochzeiten, versteckte Napoleon Bankbillets in den Geschenken, versteckte sie unter Zuckerwerk oder kleine Schmuckgegenstände. Viele von diesen Bittstellern verlor er nicht aus den Augen, sondern ließ für sie bestimmte Summen in dem Ausgabeetat einstellen.

Er liebte es nicht, daß man ihm dankte, und ließ dies selbst bei Vertrauten nicht zu, von denen er viele überreichlich versorgte, ohne daß sie erst nötig hatten, ihn zu bitten. Entweder übersandte er ihnen einen Avis über die bewilligte Gratifikation, oder er steckte ihnen heimlich einen Zettel zu, auf welchem eine Zahl stand, oft eine recht ziffernreiche Zahl, „zahlbar bei Estève.“

Waren die Audienzen zu Ende, so erfolgte der übliche kühle Gruß oder ein Blick in die auf dem Tisch liegende Liste. Die Hand reichte Napoleon niemals. Das Handschütteln war, wenn wir uns um ein Jahrhundert zurückdenken, ein Zeichen gleicher gesellschaftlicher Stellung, und fand zwischen hoch und niedrig Stehenden nicht statt. Den Handkuß, den die Bourbonen bei ihrer Rückkehr wieder einführten, hielt Napoleon für erniedrigend. Ein einziges Mal scheint innere Bewegung ihn hingerissen zu haben, emandem die Hand zu schütteln. Dieser Jemand war Molé und der Tag, an dem es geschah, fiel in die Hundertstage von 1815, Molé trat in den Salon: Napoleon stürzt auf ihn zu, schüttelt seine Hand und umarmt ihn. Molé genoß sein Vertrauen in so hohem Grade, Napoleon hatte eine so lebhafteste persönliche Zuneigung zu ihm, daß er ihn — Molé war derzeit 29 Jahre alt — zum Staatsrat, zum Brücken- und Wegebaudirektor, mit 33 Jahren zum Obergerichter und Justizminister machte und die Würde Cambacérès's für ihn in Aussicht stellte.

Dies war, wie man dreist annehmen kann, das einzigmal, daß er in einem seiner Palais die Würde des Kaisers aus den Augen ließ.

„Man würde mir sonst,“ pflegte er zu sagen, „gar bald auf die Schultern klopfen!“



V. Das Frühstück.



V. Das Frühstück.

Das Frühstück wartet. — Dienst beim Frühstück. — Guignet genannt Dunan, der Küchenmeister. — Das Verzeichniß der Speisen. — Wie der Kaiser frühstückt. — Sein Geschmack in Bezug auf Zubereitung der Speisen. — Die „Soldatensuppe“. — Ein Haar. — Crepinettes von Rebhuhn. — Der Chambertin. — Das Geschirr. — Das Silber. — Der König von Rom beim Frühstück. — Die Kinder. — Talma. — Denon. — Fontaine. — Die Kriegsgefährten aus dem ägyptischen Feldzuge. — Die Küchen und ihre Chefs.

Um halb zehn Uhr sollten eigentlich Lever und Audienzen zu Ende sein, denn dies war die für das Frühstück festgesetzte Zeit, allein die Audienzen dauerten meistens bis 11 Uhr: der Palastpräsekt wartet, das Frühstück wird kalt. Vorsichtsmaßregeln gegen eine etwaige Vergiftung der Speisen sind nicht getroffen. Das Reglement schreibt zwar vor, daß die Schüsseln aus der Küche verdeckt gebracht werden sollen, ebenso Wasser, Brot und Wein und daß, sobald der Tisch gedeckt ist, ein Tafeldecker dabei stehn soll. Aber da der Tisch, eine Art Gueridon von Mahagoniholz, nicht in dem Gemach aufgestellt werden kann, in welchem die Audienzen stattfinden, so wird das

Frühstück, das in silbernen, mit Deckeln und Glocken versehenen Schüsseln aus den Küchen heraufkommt, in Gefäße mit kochendem, von Zeit zu Zeit erneutem Wasser gestellt und in einem Winkel der Antichambre, ohne besonders sichere Beaufsichtigung, warm gehalten, bis der Kaiser sagen läßt, daß er speisen will. Dann wird eiligst der Gueridon an seine Stelle geschoben und ein Tischtuch darüber gedeckt; der Palastpräpekt in seinem schönen, mit silbernen Stickereien geschmückten, amarantfarbenen Rock tritt dem Kaiser voran und stellt sich neben den Tisch, an welchem der erste Küchenmeister Guignet, genannt Dunan das Servieren besorgt.

Guignet stammt aus einer Familie, von der ein jedes Glied im königlichen oder im Dienst der Prinzen aus dem Hause Bourbon angestellt war: Ludwig XVIII. hatte sogar noch einen Guignet zum Kammerdiener. Eine Frau Guignet hatte die Wäsche Marie Antoinettes unter sich. Dieser Guignet, mit dem Beinamen Dunan, war der Sohn eines zum Haushalt des Prinzen Condé gehörigen Kochs und wurde, nachdem er seine Lehrzeit im Palais Bourbon absolviert hatte, Reiskurrier beim Herzog von Bourbon, mit welchem er auch in der Eigenschaft als Koch emigrierte. Er hatte jedoch bald das viele Herumziehen mit der Armee Condé's satt und trat in die Dienste des Prinzen Rohan, erhielt dann die Erlaubnis, nach Paris zurück zu kehren und wurde im Haushalt des ersten Konsuls plaziert. Nachdem Lecler, sein Vorgänger, die Kastellanstelle in Versailles bekommen hatte, wurde er Küchenmeister. Er erhielt als

solcher jährlich 6000 Frks., außerdem zahlreiche Douceurs; das größte im Betrage von 3000 Frks im Jahre 1810. Er ist nicht der einzige, der, früher in königlichen Diensten stehend, bei dem neuen Machthaber Verwendung fand; die Mehrzahl der Küchenchefs, der Biqueurs und Vasaïen hatten wie er ihre Ausbildung am königlichen Hofe gefunden und es ist merkwürdig, daß dieselben Namen auf der Liste der Domestiken in Hartwell wie auf der der Dinerschaft in den Tuileries stehen.

Der erste Küchenmeister (Obertafeldecker) Napoleons trug eine grüne Livree mit Silberstickerei — sie kostete 500 Frks. — eine weiße Weste, schwarze Kniehosen, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Er hatte stets am Abend das Menu für den folgenden Tag dem kontrollierenden Küchenmeister vorzulegen, welcher bei den berufenen und in Eid genommenen Lieferanten die nötigen Bestellungen gemacht hat und seinerseits das Menu nun dem Palastpräfekten vorweist. Die bestellten Eßwaren werden wohlverpackt im Kontrollbureau von Leuten, die man dort kennt und zuläßt, abgegeben; die Ware wird erst untersucht und dann dem Küchenmeister Dunan übergeben, der die Zubereitung zu überwachen hat.

Dieses Menu ist auf Befehl des Kaisers ein nur beschränktes, und giebt Herrn Dunan keine Gelegenheit, mit seinen Talenten zu paradien. Im Jahre 1810 war für das Frühstück vorgeschrieben: eine Suppe, drei Vorschüsseln (entrées), zwei Zwischenspeisen, zwei Sorten Dessert, eine Tasse Kaffee, zwei Bröddchen und als Getränk eine halbe

Flasche Chambertin. Später wurde das Menu noch schmaler und bestand aus: zwei Suppen, einem Braten, einem Zwischengericht, zwei hors-d'oeuvres, vier verschiedenen Kompotarten und Kaffee.

Niemals nahm der Kaiser von allen Schüsseln, er aß sehr rasch und in nicht gerade vornehmen Styl, da er oft mit der Hand in die Schüssel fuhr und alles voll Flecke machte, Tischtuch wie Kleider.

Auch giebt es keine Reihenfolge in den Speisen, er langt hier und dort zu, unterwirft sich keiner für ein klassisches Mahl aufgestellten Regel, kaut mit vollgestopftem Munde und hat Eile, fertig zu werden. Die ganze Mahlzeit dauert gewöhnlich sieben, höchstens acht Minuten.

Huhn, gefocht, gebraten, in den verschiedensten Saucen ist ihm das liebste, Huhn sauté à la provençale — ohne Flügel, die Flügel kann er nicht leiden — Huhn à l'italienne, à la tartare, à la Marengo, Hühnerfratasse: das sind Lieblings Speisen; alles was gebacken ist, Pasteten, vol au vent, und kleine gebackene Klöße à la milanaise liebt er, auch Pudding à la Richelieu, Geflügelpasteten, Maccaroni à l'italienne mit Parmesankäse schmecken ihm. In Bezug auf Fische findet er vor allen die Rotfeder des Mittelmeeres schmackhaft. Nach der Rückkehr aus Aegypten gehörten stets Pflaß und Datteln auf seinen Tisch: das waren jedoch Gerichte mehr für seine Phantasie als für seinen Geschmack. So war es auch in Bezug auf die „Soldatensuppe“, von der er behauptete, sie schmecke ihm



Das Frühstück. (Siehe S. 152.)

besser als die raffiniertest zubereitete, auf die Gemüse, von denen Kartoffeln, Bohnen und Linsen die feinsten sein sollten.

Diesen seltsamen Geschmack aber ließen die Küchenbeamten und Köche nicht gelten, denn damals hatte die französische Küche noch einen großen Ruf und ihre Vertreter hielten auf ein gewisses point d'honneur: ihre Menüs waren ihre Ehre oder ihre Schande.

Einst, als Napoleon seinen Oberkochenmeister fragte, warum er ihm nie Crepinettes von Schwein vorsetze, antwortete Dunan, sie wären schwer verdaulich, in Wirklichkeit aber brachte er dergleichen Gerichte nicht auf den kaiserlichen Tisch, weil sie gegen alle gastronomische Kunst verstießen. Am anderen Tage hatte er Crepinettes von Rebhühnern auf dem Menu, und diese mundeten dem Kaiser vortrefflich. Er war in Bezug auf Speisen wie in Bezug auf seine Kleider. Dabei pflegte er gern zu sagen: „Der Sold eines Kapitäns würde mir genügen.“ Er wechselte in 24 Stunden nicht weniger als dreimal seine Unter- und Oberkleider; zur Nacht, für den Morgen und zu Mittag.

Grüne Bohnen liebte er sehr, allein aus Frucht, darin fadenartige Fasern zu finden, die ihm den Eindruck von Haaren machen würden, ißt er sie nicht. Bei dem bloßen Gedanken, es könnte ein Haar in der Speise sein, die vor ihm steht, wird ihm übel. Einstmals in Cherbourg, es war im Mai 1811, kam er auf den Gedanken, in frischer Seeluft ein Frühstück einzunehmen, und ließ sich aus der Menage eines am Strande lagernden Truppenteils ein Stück

Soldatenbrot und Suppe holen. Kaum hat das Frühstück begonnen, so entdeckt er in der Suppe ein langes Haar — er überwand sich diesmal jedoch soweit, daß er das Haar ruhig entfernte und die Suppe verzehrte.

Vom gebratenen Fleisch suchte er sich die braunsten Stellen aus, vor noch blutendem Fleisch hatte er einen wahren Abscheu.

Beim Frühstück entfernte er eigenhändig die Glocken von den Schüsseln; diese wurden sofort abgetragen, sowie er das Gericht, welches sie enthielten, nicht mochte. Gefiel es ihm allzu sehr, so meinte er ärgerlich zum Küchenmeister gewendet:

„Sie sehen wohl, mein Herr, daß Sie mich veranlassen zu viel zu essen — das will ich nicht, das belästigt mich. Ich will, daß mir nur zwei Schüsseln serviert werden.“

Es gab noch andere Dinge, über die er beim Frühstück in Zorn geraten konnte. Als Dunan bemerkt hatte, daß die Rebhuhn-Crepinettes den Beifall des Kaisers gefunden hatten, setzte er sie einen Monat später wieder auf den Tisch.

Der Kaiser deckt die betreffende Schüssel auf — wird zornrot, wirft den Tisch um und zieht sich in sein Kabinett zurück.

Die Dienerschaft beeilt sich, das Tischgerät vom Fußboden aufzulesen und Dunan, ein echter Nachkomme des berühmten Batel, läuft schnurstracks zum Oberhofmarschall, um seine Entlassung zu fordern. Duroc tröstet ihn, richtet ihn wieder auf und veranlaßt ihn zu einer

zweiten Frühstückszubereitung. In der That verlangte auch der Kaiser nach einer solchen. Kustam aber servierte diese zweite Auflage; der Kaiser verlangt nach Dunan. Dunan erscheint auch und serviert, ist aber sehr niedergeschlagen; Napoleon gerade mit einem gebratenen Huhn beschäftigt, beglückwünscht Dunan wegen der ausgezeichneten Zubereitung desselben, klopft ihm freundlich die Wangen und sagt:

„Ach! Dunan, wie viel glücklicher sind Sie doch, mein Küchenmeister zu sein, als ich Ihr Kaiser.“

Solche Wendungen waren bei Napoleon eine Art von Entschuldigung nach überwundenen Zornanfällen, ob dieselben sich gegen hochgestellte Personen oder gegen Dienstboten gerichtet hatten; diese Entschuldigungen ließen gewöhnlich das, was sie veranlaßt hatte, ganz außer Augen, und hatten einen allgemeinen sentimentalen Hintergrund.

Der Kaiser trank nur und zwar mit Wasser verdünnten Chambertin. Weinkeller gab es weder in den Tuileries noch in einem andern Schloß. Die Lieferung hatte nach stattgehabter Submission die Firma Soupé & Pierrugues erhalten, welche die geforderten Quantitäten nicht nur nach Paris, sondern nach allen kaiserlichen Residenzschlössern zu senden hatte. Einer von den Lieferanten begleitete auch stets das Hauptquartier. Wein und Liköre wurden in gleichförmigen, in Sèvres fabrizierten Flaschen, die mit einem gekrönten N markiert waren, eingeliefert; nur die ausgeleerten Flaschen wurden berechnet.

Der fünf oder sechs Jahre lagernde Chambertin, den

der Kaiser trank, kostete wie der Romané, der Clos Vougeot und Montrachet gleichen Jahrganges, und wie der zehn- oder zwölfjährige Lafitte sechs Frks. die Flasche. Der Kaiser hatte sich derart an den Chambertin gewöhnt, daß es ihm überaus schwer fiel, sich auf St. Helena in den englischen Claret hineinzufinden. Seit dem ägyptischen Feldzuge war Chambertin der einzige Wein, den er trank; dies bezeugt er selbst.

Als er nach dem Siege von Elchingen sich nach Ober-Jallheim begiebt, um dort zu nächtigen, findet er seine Bagagewagen völlig ausgeplündert; nur der Wein war noch da, und die Freude darüber ist so groß, daß sie allen Kummer über den sonstigen Verlust verscheucht; gut gelaunt erzählt er, daß er bisher noch nie, selbst in den Sandwüsten Aegyptens ausgeplündert worden sei.

In Bezug auf seinen Lieblingswein zeigte er sich wohl als ein Feinschmecker, allein er war es nur in dieser Beziehung; übrigens trank er zu einer Mahlzeit nie mehr als eine halbe Flasche. Viför kam garnicht auf den Frühstückstisch.

Das Tafelgerät war durchweg von Silber, schön ziseliert und mit dem kaiserlichen Wappen geschmückt; nur einiges, aus der Konsulatzeit Stammende, zeigte die Chiffer B. Die Form der Schüsseln, Assietten, Teller war die damals übliche, die Salzfässer waren von Muschelform oder stellten Schwäne vor; sie hatten als Griff den Schlangenstab Merkurs, die Ständer für die Del und Essigflaschen hatten kleine Hermen als Griffe oder kleine Posta-

mente mit Frauenköpfen. Außer den vergoldeten Schalen für Salz war alles Uebrige pures Silber. Von vergoldetem Silber wurde an Sonntagen oder bei feierlichen Gelegenheiten gespeist; bei den Prinzessinnen war sonderbarer Weise alles Tafelgerät vergoldet.

Seit dem Feldzuge in Aegypten führte Bonaparte sehr leicht transportables, getriebenes Geschirr, welches später dem sogenannten „Jagdgeschirr“ zum Muster diente; es war übrigens davon nur wenig übrig geblieben, denn zwischen Fréjus und Aliz, auf der Rückkehr nach Paris, war fast alles gestohlen worden. Zu Anfang des Konsulates hat man sich mit wenigem begnügen müssen, und versorgte sich erst allmählich reichlicher. Das von Biennais fabrizierte Gedeck vom Jahre X reichte auch noch nicht hin, und man mußte bei jedem großen Diner Fehlendes mieten. Ein Porzellan-Service, weiß mit goldenen Verzierungen und der Chiffre B hatte Séjournant geliefert, die Tassen und Untertassen waren mit Guirlanden von Lorbeerblättern geschmückt, es gehörten geschliffene Karaffen und Gläser dazu, ebenfalls mit einem B gezeichnet — das Ganze kostete 23 463 Frks. Im Jahre XIII aber gab es bereits außer dem wunderschönen Service aus vergoldetem Silber, welches gelegentlich der Salbung die Stadt Paris spendete, ein anderes zu 24 Gedecken ebenfalls aus vergoldetem Silber, außerdem eine große Anzahl von schweren silbernen mit dem B gezeichneten Schüsseln für Braten, Zwischengerichte, Vorspeisen u. Als Tafelaufsatz diente damals ein Apollo mit den vier Sonnenrossen und verschiedenen

Herkulesfiguren. Im Jahre 1806 wurde der Silberschatz durch Ankäufe abermals bedeutend vermehrt und sein Gewicht erreichte 24,449 Hektogramm; im Jahre 1811 nochmals komplettiert, so daß sein Wert auf 2 193 301 Frks. geschätzt wurde, ohne das in Toscana, in Rom und in Holland vorhandene schöne Geschirr zu zählen, welches auch 843 791 Frks. Wert repräsentierte. —

Napoleon nahm das Frühstück stets allein ein, mit Ausnahme der kurzen Zeit zwischen der zweiten Heirat und der Niederkunft der Kaiserin Marie Louise. Niemals war Josephine beim Frühstück; nach der Geburt des Königs von Rom kehrte der Kaiser zu seiner alten Gewohnheit zurück und nahm das Frühstück, wie es ihm ja auch am bequemsten war, wieder in völliger Isolirtheit zu sich.

Von der Geburt seines Sohnes an hatte die „Gouvernante der Kinder Frankreichs,“ Frau von Montesquiou, Befehl, ihm jeden Tag beim Frühstück den Kleinen zu bringen. Er nahm ihn auf den Schoß, ließ ihn von seinem geröteten Wasser kosten, steckte ihm irgend etwas Leckeres in das Mündchen. Frau von Montesquiou protestierte, der Kaiser schüttelte sich aus vor Lachen — denn für sein Kind, für dieses Kind allein, war er lustig, ja von lärmender Lustigkeit und der kleine König lachte mit dem königlichen Papa um die Wette. Oft war auch die Kaiserin zugegen und amüsierte sich ihrerseits über solche häusliche Szenen. (Siehe Bild S. 145.)

Auch seine Neffen ließ sich der Kaiser, wenn er beim Frühstück war, gern zuführen: bekannt ist das Bild von

Ducis, auf welchem er, umgeben von allen Kindern der Familie, welche neben ihm spielen während er frühstückt, dargestellt ist.

Als am 27. Februar 1809 der Baron Lejeune, eben aus Spanien eingetroffen, die Nachricht von der Einnahme Saragossa's überbrachte und in den Tuileries empfangen wurde, fand er, wie er erzählte, den Kaiser neben einem Gueridon sitzen, mit einem hübschen dreijährigen Kinde auf dem Schoß; beide speisten von demselben Teller, mit derselben Gabel und während der Unterhaltung liebte der Kaiser wiederholt — den ältesten Sohn König Louis.

Nach dem Mahl nahm er dann eine Tasse Kaffee; der Kleine streckt die Hände nach derselben aus und will auch trinken, bestürzt über den bitteren Geschmack des braunen Saftes, aber schneidet er ein fürchterliches Gesicht und stößt die Tasse zurück. Der Kaiser ruft lachend: „Ah! Dir fehlt es noch sehr an Erziehung, Du verstehst es noch nicht, Dich zu verstellen!“

Zuweilen widersetzte sich der Kleine auch den Neckereien des Oheims. Eines Tages, als er mit seinem jüngeren Bruder, dem nachherigen Napoleon III., wieder zum Frühstücksbefuch in den Tuileries war und mit am Tische saß, veranlaßte ihn der Kaiser, einen Augenblick zur Seite zu sehen, um ihn rasch sein *oeuf à la coque* wegzunehmen.

„Mein Ei wiederhaben“, ruft der Kleine und strampelt zornig mit Händen und Füßen.

„Mein Ei wiederhaben.“ Er greift nach einem Messer. Der Kaiser sieht ihm hell auflachend zu.

„Mein Ei wiederhaben — Dich tot machen!“

„Wie? Du Schlingel willst Deinen Onkel umbringen?“

Der Kleine schreit und besteht auf Rückgabe seines Eies.

Endlich giebt Napoleon es ihm zurück mit den Worten:

„Du wirst einmal ein tüchtiger Kerl werden, mon neveu!“

Ein anderes Mal, Napoleon Charles auf den Arm nehmend, zeigte er ihm den Garten und frug:

„Wem gehört der Garten?“

„Meinem Onkel.“

Den Kleinen am Ohr zupfend:

„Nach mir gehört er Dir. Ich hoffe, Du sollst ein reichliches Erbe haben.“

Er ließ diesem Kinde alles durchgehen, und war vor Freude außer sich, wenn der Kleine beim Vorbeimarsch von Soldaten rief:

„Lebe Nonon, der Soldat!“

Er ließ ihn Fabeln hersagen, tändelte mit ihm, ließ ihn, während er ihn auf den Knien hatte, einzelne Linsen essen. In Malmajon 1804 ließ er ihn auch zuweilen vor, wenn er zu Mittag aß, setzte ihn auf den Tisch, und brach in schallendes Gelächter aus, wenn Napoleon Charles nach allen Schüsseln griff und alles umwarf, was um ihn her stand.

Mit den Kindern Caroline's und Elisa's gingen dem Kaiser die Scherze nicht so von der Hand, sie waren weniger an ihn gewöhnt, hatten weniger Respekt für den

Heim, waren vielleicht weniger dazu erzogen, ihn zu lieben; sie nahmen gelegentlich etwas übel, so z. B. der kleine Achill Murat, welchen der Kaiser in die Ohren gekniffen hat, der mit geballter Faust auf ihn eindringt und schreit:

„Sie sind ein grober Mensch, ein böser, häßlicher!“

Eines Morgens, als der Kaiser die kleine fünfjährige Napoleone Bacciochi zum Frühstück bei sich hat und ihr scherzend sagt:

„Ei, ei! Mademoiselle, ich habe schöne Dinge von Ihnen gehört, Sie haben ja diese Nacht Ihr Bett naß gemacht.“

Die Kleine richtet sich aus ihrem Miniatur-Fauteuil steif in die Höhe und sagt:

„Wenn Sie mir nichts als Bêtises (Unhöflichkeiten) zu sagen wissen, Herr Onkel, werde ich mich entfernen.“

Anderer Kinder, wie der kleine Leon, der kleine Walewski wurden ebenfalls zuweilen, während der Kaiser frühstückte, zu ihm gebracht; zu diesen stand er selbst ja in so naher Beziehung, daß man sich nicht wundern kann, wenn er sich um sie kümmerte. Aber auch die Kinder seiner Diener, wie z. B. der Sohn Rustam's, von dem er sich duzen ließ, durften zuweilen erscheinen, konnten ihn aber nicht unterhalten wie sein Neffe. Er liebte Kinder überhaupt, und ist in seinen Gesetzen auch für deren Interessen und Wohlergehen warm eingetreten.

Wenn man behauptet, daß er Frauen kaum etwas abschlagen konnte, so war er Kindern gegenüber, die vielfach benutzt wurden, um ihm ein Bittgesuch beizubringen,

etwas abzuschlagen ganz unfähig, es ist kein Beispiel vorhanden, daß er es je getan hätte.

Zu den Personen, welche während des Frühstücks vorgelassen wurden, zählten, außer den Kindern, auch Künstler und Gelehrte. Talma vor allen; der Kaiser plauderte gern mit ihm über die dramatische Kunst, gefiel sich besonders darin, dem großen Mimen Winke zu geben, welche dieser mit Bereitwilligkeit hinnahm, da er außer seiner Gage an Gratifikationen (von 1806—1813) die Summe von 195 200 Frks. erhielt. Es stellte sich ferner ein: Denon, der Generaldirektor der Museen, mit welchem sich der Kaiser entweder über die Bilder unterhielt, welche er malen lassen wollte, oder über das Thema: den Geschmack an der Kunst im Volke zu verbreiten. In Denon sah der Kaiser jenen berühmten „General-Direktor der königlichen Bauten“ wieder erstanden, er hielt großes von ihm.

Das war aber nicht immer so gewesen.

Als die Expedition nach Aegypten vor der Thür stand und Denon, der durch Frau von Cresny (Maitresse Denon's) der Bürgerin Bonaparte vorgestellt war, sich darum bewarb, den General begleiten zu dürfen, war dieser entschieden dagegen; einmal mißtraute er der Frau von Cresny, die auf sehr intimem Fuß mit Josephine stand und kleine Dienste von sehr zweifelhafter Art leistete, die sie mit klingenden Gegendiensten bezahlt erhielt; sodann konnte er Männer, die sich unter die Protektion von Weibern stellten, nicht leiden. Zudem aber hatte der Ritter de Non, so schrieb er sich ursprünglich, als er noch Ge-

sandtschaftssekretär war, sich in Sachen der Diplomatie durchaus nicht hervorgetan, und in Neapel in Folge seiner, wenn auch recht hübschen und pikanten Novelle „Point de lendemain“, in welcher er die Liebschaften der regierenden Königin Marie Caroline schilderte, sich unmöglich gemacht. Seine schlüpfrigen Gedichte, die übrigens geistreich und witzig waren, hatten ebenso wenig den Beifall Bonaparte's: kurzum, es mußte sich die ganze offizielle Welt in Bewegung setzen, um ihn bei der Expedition unterzubringen.

Schon während der Meerfahrt änderte sich die Stimmung Bonaparte's. Der General war ganz bestrickt von den Zaubern der lebendigen und geistreichen Unterhaltung Denon's. Später gewann ihn dessen unersättlicher Wissensdrang, welcher ihn persönlicher Gefahren nicht achten ließ, sobald es sich um irgend einen wissenschaftlichen Fund, die Aufnahme einer klassisch-interessanten Gegend handelte. Es kam schließlich dahin, daß Bonaparte vor dem reichen encyclopädischen Wissen Denon's einen förmlichen Respekt bekam, an der gerechten Beurteilung, welche Denon den zeitgenössischen Ereignissen entgegenbrachte, ein großes Wohlgefallen fand, und es ihm schien, als wäre niemand anderes als Denon der Mann, ein erhebendes Unternehmen durchzuführen.

Was für ein Unternehmen?

Die antiken Sujets, welche die Künstler zu behandeln nicht abließen, durch neue, geschöpft aus dem sprudelnden Born der Zeitgeschichte, zu ersetzen! —

In den Frühstücksgesprächen zwischen dem Kaiser und Denon wurden die Bilder und Statuen, welche gemalt und gemeißelt werden sollten, nicht nur oberflächlich besprochen, jedes Detail wurde erwogen, wurde bestimmt.

Um Motive aus dem zeitgenössischen Leben zu sammeln, folgte Denon mit einem Stabe von Malern dem kaiserlichen Hauptquartier von Etappe zu Etappe und ließ die interessantesten Szenen skizzieren — tat es auch selbst. Er besuchte alle Museen der eroberten Städte und suchte Bilder und Skulpturen für das „Musée Napoléon“ in Paris aus. Später ging er mit Vollmachten ausgestattet nochmals nach Italien, schaffte weitere Meisterwerke der Kunst nach der Heimat und brachte den Ankauf seltener und kostbarer Sammlungen in Vorschlag. Es entging ihm nichts und durch ihn entging auch dem Kaiser nichts, der sich an der Hand Denon's, mit einer wahren Leidenschaft auf das Sammeln von Kunstschätzen legte. Es ist weder der Fehler Napoleon's noch der Denon's, wenn man im Louvre neben den Borgheze-Statuen, der Aldobrandini-Hochzeit, die Tempelschätze von Megina vermißt.

Der Architekt Fontaine, der einzige Mann, der seit dem großen Mansard einen neuen architektonischen Stil auch eine entsprechend ernste und majestätische innere Aus schmückung beizugesellen verstand, Fontaine brachte, wenn er zum kaiserlichen Frühstück erschien, auch immer einen Plan für einen idealen Palast mit, für den Palast, den, auf dem Papier zunächst, zu errichten Napoleon so viel Vergnügen fand; es sollten in demselben alle jene

Vorzüge und Annehmlichkeiten baulich combinirt werden, die er in seinen Hauptquartieren, d. h. den verschiedenen Schlössern europäischer Souveräne kennen gelernt hatte.

Zu den Besuchern während des Frühstücks gehörten endlich — und zwar vor allen gern gesehen und stets herzlich begrüßt — die alten Gefährten des ägyptischen Feldzuges: Berthollet, der Chemiker, dem es immer an Geld fehlte und der die Tuilerien nie verließ, ohne daß er Geld in der Tasche hatte; die beiden Geometer Costaz und Monge, den letzteren hatte der Kaiser mit dem Titel eines „Grafen von Belusium“ in den Senat berufen und ihm die Ehren-Legion verliehen.

Auch erschienen zuweilen die offiziellen Maler, um eine Skizze „nach dem Leben“ zu machen; namentlich zu nennen ist Gérard; ferner David, den Napoleon mit dem Titel „erster Maler“, den er ihm verliehen hatte, gern zum Diktator im Reich der Kunst berufen hätte; auch Isabey, weniger in seiner Eigenschaft als Miniaturmaler, wie als Kostümzeichner, als Arrangeur der großen Hofzeremonien. Die Günst, deren Isabey sich zur Zeit des Konsulates erfreut hatte, war ziemlich dahin, er hatte durch Familiartäten, die er sich erlaubte, den Platz verschertzt, auf dem er hätte stehen können.

Mit diesen geist- und talentvollen Männern erging sich der Kaiser gern in allen möglichen Gebieten und diejenigen, die diesen Unterhaltungen beizohnen durften, und wie Isabey, Monge, Fontaine und Talma Aufzeichnungen hinterlassen haben, sprechen alle von der Höflichkeit, Liebens-

würdigkeit, Heiterkeit Napoleon's und seiner sicheren Urtheilsfähigkeit; sie rühmen seine wunderbare Gabe, die geringfügigsten Details im Gedächtnis zu bewahren.

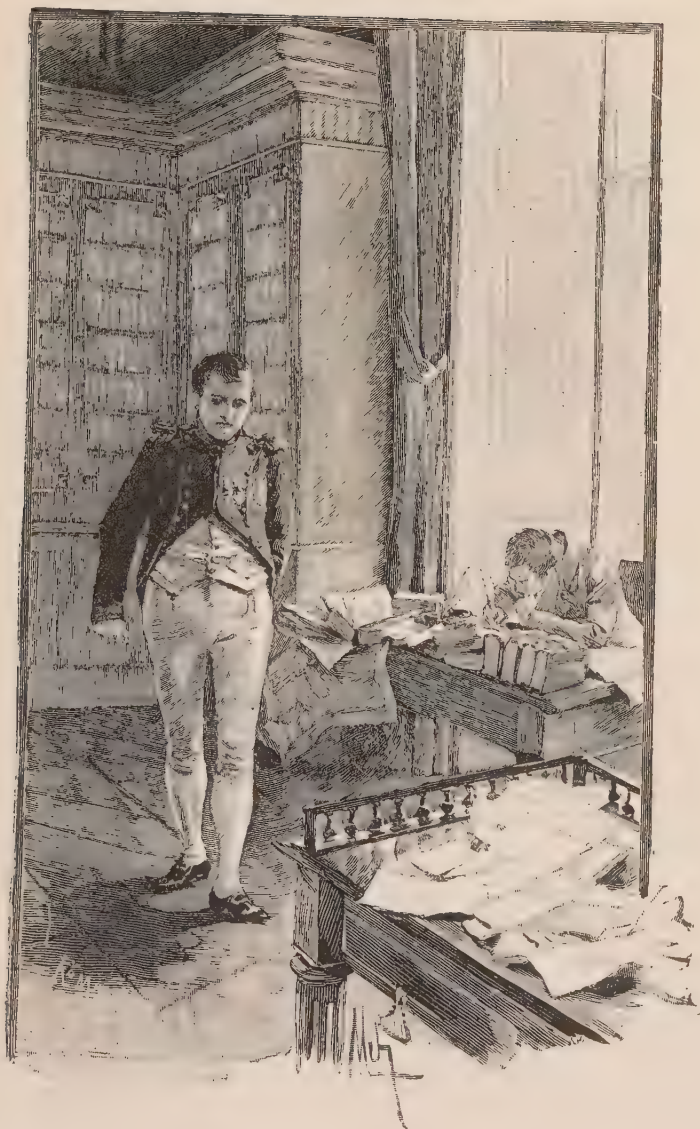
Hatte der Kaiser niemand, mit dem er sich während des Frühstücks hätte unterhalten können, so wandte er sich wohl mit einigen Fragen an den Palastpräfekten, der mit dem Hut unter dem Arm neben dem Tische stand und den Küchenmeister in seinen Dienstleistungen kontrollierte.

„Wo hat man dies gekauft? Wie teuer?“

Hatte man ihm geantwortet, so sagte er wohl ärgerlich:

„Das war zu meiner Leutnantszeit viel billiger; ich will nicht mehr bezahlen, als andere.“

Zahlen mußte er aber doch, besonders, um in seinen Küchen, diesen Tuilerien-Küchen, in denen man ersticken konnte vor Kohlendampf, Kochkünstler zu halten wie Farch, Vecomte, vor allen Lebeau, den Pastetenbäcker-Chef, der, wie man sich ausgedrückt hat, „der Regenerator der französischen Pastetenbäckerei“ wurde und der gleich bei seinem Eintritt in den Haushalt des ersten Konsuls Aufsehen erregte durch den von ihm erfundenen wunderbaren Aufputz seiner Backwerke: da konnte man den Uebergang über die Brücke von Lodi, den Uebergang über den Tagliamento, die Brücke von Arcola sehen — alles aus Zuckermasse, Biscuit, Blätterteig und Marzipan. Lebeau machte auch für die großen Bälle alle die unzähligen, kleinen Mäschereien. Vor seinem Eintritt in den Dienst Bonaparte's waren solche Ausstattungsstücke von Bailly, einem Konditor und Pastetenbäcker in der Rue Vivienne



(Bei der Arbeit. Siehe S. 194.)

geliefert, auch war der Küchenmeister Josephine's an deren Zubereitung beteiligt; es empfahl sich jedoch nicht, diese feinen Gebäcke von außerhalb zu beziehen, und hierin liegt wohl der Grund, daß Lebeau trotz der schrecklichen Zustände in den Küchen der Tuilerien, zu bleiben vermocht werden konnte — er war die ganze Kaiserzeit hindurch auf seinem Posten.

Um so häufiger wechselten die Köche; dies war nicht ausschließlich durch die schlechte Ventilation der Küchen, sondern auch durch die strenge Ueberwachung veranlaßt, welche die Einnahmen lediglich auf die Lohnbezüge beschränkte, das heißt auf 2400 Frks. Nach Gaillon und Danger, welche mit in Aegypten waren — letzterer wäre bei der Rückkehr, als in der Nähe von Aiz das gesamte Silberzeug, wie schon mitgeteilt, gestohlen wurde, beinah um's Leben gekommen — folgten seit 1802 auf einander 11 Köche, darunter La Guipière, der zu Murat übertrat und in Rußland starb, Ferdinand, der auf Elba die Küche versah, endlich Doussseau, der Küchenchef der Hunderttage. Es ist zu bemerken, daß diese Köche, wenn er in's Feld ging, bei den verschiedenen Abteilungen des kaiserlichen Haushaltes eingestellt waren, sodaß der Kaiser überall, wo er erschien, den kompletten Küchenbestand vorfand.

Chandelier aber soll nicht vergessen werden; er war 1813 Küchengehülfe und in den Dienst der Prinzessin Pauline übergetreten: als ihm hier der Vorschlag gemacht

wurde, dem Kaiser nach St. Helena zu folgen, erklärte der wackere Mann sich sofort bereit.

Er theilte sich dort mit den Uebrigen in die Pflege des Proskribierten — sein Name ist im Testament verzeichnet und dadurch der Vergessenheit entrückt.

VI. Das Arbeitskabinett.



VI. Das Arbeitskabinett.

Die Besuche bei der Kaiserin. — Das Kabinett. — Sein Mobiliar. — Das hintere Kabinett. — Die vorhandenen bildlichen Darstellungen des Kabinetts. — Das topographische Kabinett. — Der Privatsekretär. Meneval. Fain. — Die Bewahrer des Portefeuilles. — Die Kabinettssekretäre. — Clarke, Monnier und das Bureau der Uebersetzer. — Deponthon. — Das topographische Bureau. — Bacler d'Albe. — Die Bibliothek, Denina, Ripault, Barbier. — Ausgaben für die Bibliothek. Die Einbände. — Auf Befehl des Kaisers gedruckte Bücher. — Seine Sorgfalt für die Bücher. — Das Schreibpapier. — Der Etat. — Kasten mit Fächern. — Dictionnäre, Manuskripte.

Es kam nur selten vor, daß der Kaiser das Frühstück in die Länge zog: nur an den Tagen, an welchen er, wie er sagte, das Bedürfnis empfand, sein Kabinett abzusperren und seinem Gehirn etwas Ruhe zu gönnen.

Gewöhnlich, nachdem er Kaffee getrunken, trat er wieder in die inneren Gemächer, ging auch wohl zuweilen, ehe er zu arbeiten anfang, die kleine Treppe hinunter, um der Kaiserin einen kurzen Besuch abzustatten. Bei Josephine fiel dieser Besuch meist mit dem Frühstück zusammen, welches dieselbe in Gesellschaft eingeladener Damen zu

nehmen pflegte. Bei Marie Louise, deren Leben viel eintöniger verlief, war es mit ein paar Worten getan, denn Napoleon, der sich auf einen Fauteuil niederließ, pflegte gewöhnlich einzuschlafen. Bei der einen wie bei der andern war er wie eine vorübergehende Erscheinung: die Arbeit erwartete ihn und — vor ihr hatte nichts den Vortritt.

Das Gemach, welches Napoleon zum sogenannten „Arbeitskabinett“ oder schlechtweg „Kabinett“ hatte einrichten lassen, war mittelgroß und hatte nur ein in einer Ecke angebrachtes, nach dem Garten hinausliegendes Fenster.

Das Hauptmöbel, welches in der Mitte des Zimmers stand, war ein stattliches Bureau, reich decoriert mit vergoldeten Bronzebeschlägen und mit Greifen als Fußgestell. Ein Deckel war mittelst einer Coulisse auf- und niederschieben, so daß das Bureau geschlossen werden konnte, während die daraufliegenden Schriftstücke so verblieben, wie sie dalagen. Unterhalb des Bureau, an den Fußboden angeschraubt, war ein Spind mit zur Seite verschiebbaren Türen, in welchem man, sobald der Kaiser das Kabinet verließ, ein Portefeuille unterbrachte, dessen Schlüssel er bei sich bewahrte. Der Bureaustuhl hatte antike Form; der Rücken war mit einem Gewebe von grünem Kaschmir ausgeschlagen, die Armlehnen endeten in Greifenköpfen. Napoleon setzte sich auf diesen Stuhl aber nur, wenn er ein Schriftstück zu unterzeichnen hatte. Gewöhnlich saß er rechts vom Kamin auf einem kleinen Sopha (Causseuse), mit grünem Taffet ausgeschlagen, neben

welchem ein kleines Tischchen, bedeckt mit der Tageskorrespondenz, stand. Ein Wandschirm, der nach Belieben zusammengelegt oder ausgebreitet werden konnte, bot Schutz gegen allzu große Kaminhitze. An den Wänden waren große Regale, welche mit Büchern dicht besetzt waren, angebracht; zwischen zweien derselben stand eine schöne Standuhr (ein Regulator), derjenigen ziemlich gleich, welche 1808 Bailly für das Arbeitskabinett in Compiègne lieferte und mit 4000 Frks. bezahlt erhielt.

Als Konsul hatte Napoleon zuweilen daran gedacht, in diesem Gemach oder in dem daranstoßenden Salon eine Bibliothek, welche 10000 Bände enthalten sollte, aufstellen zu lassen. Der Katalog der im kaiserlichen Besitz gewesenen Bücher, welcher veröffentlicht wurde, hat jedoch eine solche Anzahl von Bänden, daß es unmöglich erscheint, dieselben wären auf den vier Regalen des Privatkabinetts plaziert gewesen. Es gab allerdings im hinteren Kabinett auch noch Bücher, Bücher im Kabinett des Portefeuille-Bewahrers, Bücher in den kleinen Gemächern, im sogenannten „petit appartement“, allein auch mit diesen würde jene Katalogzahl nicht erreicht werden.

Dem Kamin gegenüber stand ein Scheibenschrank, bis zur Ellbogenhöhe reichend und oben mit einer Marmorplatte versehen; er enthielt Karten, Nachschlagewerke und war geschmückt mit einer Reiterstatue Friedrichs des Großen, auf die sich oft Napoleons Augen richteten. Diese Statuette war der einzige Kunstgegenstand, den er sich persönlich gewünscht hatte.

In der Fensternische stand der Tisch des Privatsekretärs; sonst waren noch einige Stühle vorhanden.

Des Abends verwandte Napoleon zur Beleuchtung des Bureaus einen zweiarmigen Leuchter oder vielmehr eine Doppellampe mit großen Lichtschirmen von Blech; man nannte diese Leuchter „*lambeaux de bouillotte*.“

An das Arbeitskabinett stieß das hintere Kabinett (*arrière cabinet*), in welchem einige Sessel, ausgeschlagen mit grünem Marroquin, und ein Sekretär standen, welcher über und über mit vergoldeten Bronze-Ornamenten versehen war und in eingelegtem Rosenholz musikalische Instrumente aufwies. Die ganze Ausschmückung des Zimmers erinnerte noch an seinen früheren Gebrauch als Boudoir; die darin vorhandenen Gemälde hatten alle Bezug auf die Beschäftigungen der Frauen; vom Plafond herab schaute als Minerva wiederum die Königin Marie Theresé. An einer Wand war ein bis zur Ellenbogenhöhe reichender Bücherschrank.

In diesem Zimmer empfing Napoleon gewöhnlich die Minister und gab vor dem Leber Audienzen — das Arbeitskabinett durfte, man kann es nicht oft genug wiederholen, kein Fremder betreten.

Mit dem Kabinett und seiner Ausschmückung sollte man eigentlich vollkommen vertraut sein, es existieren ja von demselben vier verschiedene Gemälde. Die von Gérard, David und Vigneron stimmen ziemlich überein, das von Garnier aber, welches nach Meneval's Angaben direkt nach der Natur hergestellt wurde, und welches als Illustration

in dem Werke von Landon zu sehen ist, ist total anders. Man sieht auf demselben Büsten auf den Bücherregalen stehen, sieht Statuen im Hintergrunde des Gemaches, das durch Säulen in zwei ungleiche Abteilungen geteilt ist; man sieht auch allerhand Basreliefs, das heißt zu einem Prunkgemach, aber nicht zu einem Arbeitskabinett gehörende Dinge. Meneval erzählt, er habe das Bild Garnier's später beim Grafen Le Marios, der es zufällig aufgefunden und durch Kauf an sich gebracht hatte, wiedergesehen. Bei der Auktion im Hause Le Mario's habe man auch ein Portrait Napoleon's von Garnier gefunden, der Kaiser genau in derselben Stellung wie auf dem von Landon veröffentlichten Stich, aber von dem Kabinett keine Spur. Entweder hat nun Meneval, trotz seiner Behauptung, das von Le Marios gekaufte Bild garnicht gesehen, oder sein Gedächtnis hat ihn im Stich gelassen; auf alle Fälle ist das von Garnier dargestellte Kabinett, nach welchem Landon den Stich machte, nicht das Arbeitskabinett in den Tuileries.

In demselben Zustande, in welchem er unter dem Empire war, ist der Raum unter der Restauration geblieben, darin stimmen alle vorhandenen Berichte überein. Das Mobiliar war, wie man gesehen hat, auf das Notwendige beschränkt. Die Ausschmückung war dieselbe wie zur Zeit Marie Thereses. An den Wänden, glücklicher Weise hinter den Regalen versteckt, waren sieben Landschaften von J. Wilet in der Manier des Poussin; sie waren derart verschwärzt, daß sie kaum noch zu erkennen waren, die andern, in besser erhaltenen Farben, waren von Moret.

Ein Bild über dem Kamin stellte Minerva dar, welcher Merkur mehrere Frauen vorstellt, die ihr huldigen: Minerva ist natürlich Marie Theresé. Am Plafond abermals die Königin, gekrönt von Ruhm und umgeben von Genien der Kunst. Zwischen den Landschaften von Milet waren Medaillons mit allegorischen Figuren, Sanftmut, Treue, Tugend, Glauben, Skulptur und Architektur darstellend, angebracht.

Man mußte so gleichgültig gegen Neußerlichkeiten sein wie Napoleon, um seine Tage in einem so ausgestatteten und traurigen Raume zuzubringen, ohne das Bedürfnis zu haben, diesen Anblick zu beseitigen.

In dem anstoßenden topographischen Kabinett war von Lurus erst recht keine Spur: große Tische und Fächerständer, in denen die Karten ordnungsmäßig untergebracht waren. Der Raum war niedrig, und als der Bureau-director Lampen, um die Fächerstände abends zu beleuchten, verlangt und erhalten hatte, mußte er des weiteren die Anlage von Rauchfängen beantragen, um den Plafond vor dem Anbrennen zu sichern.

Noch zwei kleine Räume: der eine, Tag und Nacht bewohnt von einem Portefeuille-Bewahrer, enthielt Bilder von Noël Coppel, das Bild an der Decke stellte eine Aurora, umringt von Liebesgöttern, vor, — der andere Raum, ein Vorzimmer mit einem Kabinett für die Unter-garderobiers, hatte eine von einem der Kabinetts-lafaien bewachte Tapententür, welche nach dem Korridor, und eine andere, welche in das hintere Kabinett führte. Der den

Dienst habende Portefeuille-Bewahrer trug Rock, Weste und Hose von schwarzem Kaschmir mit sogenannten Brandebourgs besetzt.

So also sah die Szene aus; nun mögen die Personen auftreten:

Der hauptsächlichste Arbeitsgenosse ist der Privatsekretär, der auch den Namen „Portefeuille-Sekretär“ führt.

Bis 1802 ist es Bourrienne, dann folgt Meneval bis 1813 und diesem Fain von 1813—1814. Fain hatte unter Meneval, den er zuweilen seit 1806 schon vertreten mußte, sich eingearbeitet. Zu diesen drei Herren hatte Napoleon das größte Vertrauen, dessen er fähig war, er verkehrte intimer mit ihnen als sonst mit irgend jemand. So war es ihm auch sehr schmerzlich, sich von Bourrienne trennen zu müssen; er hat ihm bis an's Ende eine Nachsicht gezeigt, die geradezu erstaunlich ist.

Meneval, der lange nicht den feinen Kopf und weit weniger Intelligenz besaß als jener, ja bisweilen eine gewisse Naivetät an den Tag legte, war von seltenem Fleiß, von unbedingter Rechtschaffenheit und einer über alle Prüfungen erhabenen Verschwiegenheit — er war der Diener wie er paßte. Mit einem Gehalt von 24000 Frks., mit dem Amt und den Einnahmen eines Bittschriften-Registrators und dem Baronsitel ausgestattet, der ihm jährlich 30 000 Frks. eintrug, war er trotzdem für den Hof eine fast völlig unbekannte Person, so daß im Jahre 1813 es viele Kammerherren gab, die ihn garnicht kannten. Meneval verbrachte sein Leben zwischen den inneren Ge-

mächern, den geheimen Gemächern und seinen eigenen vier Zimmern, die am sogenannten „schwarzen“ Korridor neben denjenigen Constant's in der Dienstboten-Étage lagen. Für ihn gab es keinen Urlaub, kein Ausgehen, keine Beziehungen zur Außenwelt — er führte ein Klosterleben.

Fain, welcher den Titel „Archiv-Sekretär“ führte, hatte sich seinerseits bereits an dieses Leben der Abgeschiedenheit gewöhnt, als er Meneval's Nachfolger wurde. Er hatte einen höheren geistigen Wert als jener, das bezeugen seine Werke, welche von einer ebenso vollkommenen Wahrhaftigkeit wie gewissenhaften Genauigkeit sind. Fain hat im August 1808 vom Kaiser eine Pension erhalten, er bezog jährlich 18000 Frks. und erfreute sich einer mit seinem Baronstitel verbundenen Dotation von 20000 Frks.; auch er hat viele Gratifikationen eingeheimst — eine von 18000 Frks. im August 1808, eine von 100000 Frks. am 27. Juni 1813, von 15000 Frks. im April 1814 u. — Meneval und Fain, denen man vielleicht noch den Archivar Bary mit 6000 Frks. jährlich beigegeben soll, bilden das eigentliche und alleinige Personal des „Kabinetts“.

Meneval hatte die Portefeuille-Bewahrer Landoire und Haugel unter sich, sie trugen einen Säbel, zu dem kein geringerer als der Kaiser selbst die Zeichnung gemacht hatte; sie folgten ihm in's Feld und bezogen ein Gehalt von 4800 Frks. neben zahlreichen Douceurs (2—6000 Frks.). Auch sie zählten in gewisser Beziehung zu den Intimen und waren seit dem Konsulat auf ihren Posten. Fain

hatte einen Bureaudiener Namens Ribert; dieser war nur Statist und zählt nicht.

Mit Ausnahme von Meneval und Jain hatte der Kaiser von 1806—1809 einen über Petitionen Bericht erstattenden Sekretär (*Secrétaire rapporteur des petitions*). Es war Déschamp, ein Schützling Josephine's, der den Text zur Oper „Ossian oder die Barden“ und „Die Nachfolge“, komische Oper, geschrieben hat. Der Kaiser, obwohl er ihn sozusagen garnicht brauchte, gab ihm jährlich 12 000 Franks.

Als Napoleon am 30. Vendémiaire des Jahres XIII sich zwei „Kabinetts“= (nicht Privat-) Sekretäre zugesellte, hatte er zunächst die Absicht, daß beide Staatsräte sein und direkt mit der Eingebung seiner Gedanken in Verbindung stehen sollten. Der eine, insofern es sich um Krieg und Marine, der andere, insofern es sich um Inneres, namentlich um Finanzen handelte. Er ernannte aber nur einen, es war Clarke, dessen Fähigkeiten er im italienischen Feldzuge schätzen, und dessen Charaktereigenschaften er kennen gelernt hatte.

Clarke stammte aus einer alten irländischen Familie, welche seit lange schon in Frankreich lebte und von welcher zahlreiche Mitglieder dem französischen Staatsdienst angehört hatten. Sein Großonkel, de Lee, war General-Leutnant mit dem *cordon rouge*, sein Vater Major mit dem Patent als Oberst im Regiment Bulkeley, sein Onkel Shee Generalsekretär und Günstling des Herzogs von Orleans gewesen. Durch Verwendung des einflußreichen

Onfels erlangte er den Kapitänsrang im Regiment Orleans-Drögoner.

Was Clarke persönlich betrifft, so hatte er eine Eigenschaft, die dem Emporkommen besonders zuträglich zu sein pflegt: er verstand es, seine Förderer und Beschützer bei sich bietender Gelegenheit, das heißt, wenn sie ihm nichts mehr nützen konnten, aufzugeben, abzuschütteln, wie z. B. den Herzog von Orleans, Custine, Carnot, wie seine eigene Frau, „eine Citoyenne in des Wortes ganzer Bedeutung“, wie er zu sagen pflegte, die er sich rühmte, mitten in der Revolution geheiratet zu haben, und die ihm eine Zeit lang als ein seinem republikanischen Bürgersinn öffentlich aufgedrückter Stempel erschien; 1795 aber war die Zeit gekommen, sich von der „Citoyenne“ scheiden zu lassen und für Bonaparte ahnungsvoll zu schwärmen. Clarke unterließ keinen Schritt, den er nur erdenken konnte, gleichviel, ob derselbe noch so zudringlich war, um in dem neuen Regiment Verwendung zu finden.

Er bekam denn auch die erwähnten Posten mit 25 000 Frks. Gehalt. Während des Feldzuges von 1805 war er noch beim Kaiser, wurde aber Ende des Jahres Gouverneur von Wien, dann zu allerhand geheimen Missionen verwendet, Ende 1806 Gouverneur von Berlin, 1807 endlich Kriegsminister.

Bis zum Februar 1809 gab es keinen Kabinettssekretär. Zu dieser Zeit aber trat, auf Empfehlung Maret's, ein Herr Eduard Mounier ein: er war Auditeur im Staatsrat seit 1806; war der Sohn des bekannten Mounier



Die Kurriere. (Siehe S. 218.)

von der Konstituante; das Gehalt blieb unverändert 25 000 Frks., allein die früheren Nebenbezüge fielen fort. Mounier wurde auch der Chef des Uebersetzer-Bureaus, welches dem kaiserlichen Kabinett beigegeben war.

Dieses Bureau war am Karussell-Platz in einem von den noch nicht abgetragenen Häusern, es war ziemlich geräumig; 1812 waren zwölf Personen darin beschäftigt (seit 1809 schon ihrer acht). Sie hatten zusammen 33 100 Frks. an Gehalt, an außerordentlichen Zuschüssen per Jahr 28 800 Frks.

Mounier war für eine solche Verwendung vortrefflich geeignet. Erzogen in dem merkwürdigen Institut, welches sein emigrierter Vater in Weimar ins Leben gerufen hatte, beherrschte er das englische, deutsche, italienische Idiom vollkommen, kannte aber außerdem sozusagen alle Sprachen Europa's. Er berief zunächst seinen alten Lehrer Duban, der das Deutsche wie ein Deutscher schrieb und richtete mit ihm das Bureau so ein, daß der Kaiser stets auf dem laufenden in Bezug auf alles, was in Europa gedruckt und veröffentlicht wurde, erhalten werden konnte.

Mounier begleitete 1809, 12 und 13 das Hauptquartier; 1809 wurde ihm die Ehrenlegion verliehen, 1810 der Baronstitel mit 10 677 Frks. Dotation, das einträgliche Amt eines Berichterstatters über Bittgesuche, 1813 der goldene Adler der Ehrenlegion, der Kommandeurgrad des Ordens de la Réunion und schließlich noch der Posten eines „Intendanten der Kronbauten“.

Ob Mounier ebenso ehrlich wie gescheit war? Die meisten der von ihm angestellten Uebersetzer, wie Gourbillon und Duban, waren unsicher, er selbst wohl, was seine Treue für Napoleon betrifft, ebenso. Er kam in zu nahe tägliche Berührung mit dem Kaiser, als daß ihn die Restauration, von der er später förmlich mit Gunstbezeugungen überschüttet wurde, nicht hätte benutzen, das heißt zu bestechen versuchen sollen.

Die zweite Kabinett-Sekretärstelle wurde erst 1810 mit Herrn Deponthon, einem Ingenieuroffizier von großen Verdiensten besetzt. Dieser Herr hatte sein Debut im italienischen Feldzuge gehabt, und war seit 1806 Ordonnanz-offizier beim Kaiser. Auch als er Bataillonskommandeur geworden war, behielt ihn Napoleon im Auge und verwendete ihn ebenfalls viel zu geheimen Sendungen; um seine schätzbare Arbeitskraft in seiner unmittelbaren Nähe vorteilhaft zu verwenden, hat er ihm schließlich den erwähnten Posten übertragen.

Die beiden Kabinettssekretäre arbeiteten nicht im Kabinett. Mounier hatte, wie gesagt, sein Bureau außerhalb des Palais, Deponthon war meistens auf Reisen.

Für die geistige Nahrung Napoleons waren im Kabinett Karten und Bücher vorhanden, von denen schon die Rede war, jene lieferte das topographische Bureau, diese brachte ein Bibliothekar herbei.

Der Chef des topographischen Bureau's, den Napoleon sehr viel zu konsultieren wünschte, war unzweifelhaft einer der bedeutendsten Männer in seinem Fach. Seit

der Belagerung von Toulon kannte Napoleon den Herrn Bacler d'Albe, der ein großes Talent als Zeichner und beim Terrainaufnehmen gezeigt, der sieben Jahre in den Alpen zugebracht hatte, um die Kartographie zu studieren und um schöne landschaftliche Szenerien zu malen. Bonaparte hatte ihn als Beigeordneten des Generalstabes der Artillerie bei der Armee von Italien aufgenommen und ihm zugleich die Aufsicht über sein topographisches Bureau anvertraut. Er ließ ihn allmählich avancieren und machte ihn 1813 zum Brigadegeneral; schon 1809 hat er ihm den Barontitel mit 10000 Frks. Dotation verliehen, nicht zu reden von den ihm häufig gezahlten Gratifikationsgeldern.

Bacler d'Albe hatte den Auftrag, in Paris sowohl wie im Felde, alle Veränderungen in den Truppendislocationen auf einer Karte mittelst verschiedenfarbiger Stecknadeln auf das genaueste zu markieren und auf dieselbe Weise unter der direkten Uberaufsicht des Kaisers die bevorstehenden Operationen auf der Karte anschaulich zu machen. Er war für Napoleon, wenn der Ausdruck nicht zu gewagt erscheint, der Realisator der Karte; er war imstande, einzig und allein nach der Karte, ohne sich auch nur um eine Linie zu irren, das Panorama zu bezeichnen, auf welchem der Kaiser die nächste Schlacht liefern mußte und würde.

Seinem Genie für die militärische Topographie trat sein Talent für die Malerei würdig zur Seite; er hat uns die interessantesten bildlichen Darstellungen, die man sich

nur denken kann, aus der Geschichte seiner Zeit hinterlassen.

Unter den Befehlen von Bacler d'Albe arbeiteten zwei geographische Ingenieure, Duvivier und Lameau, welche nach 1814 wieder als Kapitäne in die Armee zurücktraten; seit 1813, als zweiter Bureauchef, ein früherer Ordonnanzoffizier des Kaisers, Namens Alhalin, der später Adjutant des Herzogs von Orleans, Generalleutnant und Pair von Frankreich wurde.

Die Bibliothek, auf die wir nun zu sprechen kommen, hatten zwei Herren unter sich, der eine davon aber war nur dem Titel nach Oberbibliothekar, denn man verlangte nichts von ihm, es war ein Abbé aus Turin mit Namen Denina; Napoleon hatte ihm den Titel, den er unter Friedrich II. geführt hatte, nicht nehmen wollen. Es ist bekannt, welchen großen Einfluß das Genie Friedrich II. auf Napoleon ausübte, mit welcher Sorgfalt er die Feldzüge dieses großen Preußenkönigs studiert hat; manche Gewohnheit Friedrich's hatte er sich zu eigen gemacht. Man erinnere sich auch an die Verehrung, die er den aus Berlin entführten Trophäen zollte, an seinen Besuch am Grabe Friedrich's — so war denn auch die Wahl Denina's zum Oberbibliothekar nichts als ein Tribut an die Manen seines Helden, an den, den er den „Taktiker par excellence“ nannte.

Der andere Bibliothekar war zunächst Ripault, er war es während des ganzen Konsulats und bis zum September 1807. Ripault war ein verdienstvoller Mann,

war auch mit Bonaparte in Aegyten gewesen. Er richtete die Bibliotheken in den Tuileries, in Laeken, Malmaison, Saint Cloud, Fontainebleau, Rambouillet &c. ein. Er mußte auch seit dem Jahre XI über alle nicht politischen Zeitschriften, alle Bücher, Broschüren, Pamphlete, Plakate, welche erschienen, dekadenweise kurze analytische Berichte einreichen, mußte über Versammlungen, seien es wissenschaftliche oder religiöse, über Aufsehen erregende Prozesse, das Notwendige angeben — er mußte alles wissen, was die geistige Kultur der Zeit hervorbrachte.

Kein Wunder, daß Ripault 1807 so erschöpft war, daß er sich zurückziehen mußte. Sein Nachfolger war Barbier, der sich zur Berühmtheit emporgeschwungen hat; er verband mit seiner Eigenschaft als Bibliothekar des Kaisers die eines Bibliothekars des Staatsrates.

Es gab kein Buch, das Barbier nicht kannte, das er sich nicht verschafft hätte, keine Frage, die Barbier nicht beantwortet hätte, kein Projekt in seinem Ressort, mit dem Barbier sich nicht verbunden hätte, sowie es auftauchte.

Wollte Napoleon leicht fortbewegliche, portative Bibliotheken einführen, wollte er eine Bibliothek der Enfants de France gründen, eine neue Kollektion der Klassiker haben, verlangte er nach neuen Romanen, nach alten Charteken, wollte er in Bezug auf irgend eine Frage alles einsehen, was darüber in der ganzen Welt geschrieben war — Barbier war bei der Hand mit seinen präzisen, seinen klaren Auseinandersetzungen, seinem klugen Rat, seiner Kenntniß, seiner Einsicht. Trotz seines umfassenden Arbeits-

pensums war er noch disponiert zu anderen Arbeiten, z. B. Abhandlungen über die Universität, über die katholische Kirche. Wenn die Revolution ihm auch den Priesterrock ausgezogen hatte, Barbier war nach seiner Façon Katholik geblieben. Er hielt dafür, daß außerhalb der Doktrin der gallikanischen Kirche, wie sie in den „Vier Vorschlägen“ niedergelegt ist, weder Heil für den Staat, noch eine Garantie für die Kirche sei, die unter ultramontanen Einflüssen der Götzendienerei anheimfallen müsse. Gegen diese Eventualität wendet sich die ganze Energie Barbier's, und hier hat er den Kaiser dicht neben sich und ist in der Lage, ihm die schlagendsten Argumente zur Hand zu geben, die nur aufzufinden sind.

Barbier ist es, der der Physiognomie dieses „Kabinetts“ dem nur so wenige, aber auf's sorgfältigste ausgesuchte Männer angehörten, ihren eigentlichen Charakter gab.

Um einem jeden dieser Arbeitsgehilfen das für sein Ressort nötige Handwerkszeug zu liefern, geizte Napoleon nicht.

Eine jede Kartensammlung, die ihm vorgelegt wurde, kaufte er an, auch Reliefpläne, wie den, welchen General Pfiffer von der Schweiz angefertigt hatte; freigebig bezahlte er alle Schlachtenpläne seiner Feldzüge, ebenso wie Terrainaufnahmen von solchen Gegenden, in welche kommende Feldzüge ihn führen könnten; Karten der Straßen, auf welchen die Vormärche seiner Armeen in die zu bekriegenden Länder stattfinden mußten. Er schreckte vor keinen Preisen zurück, wenn ihm die Nützlichkeit des zu Erwerbenden klar

war — alles Ueberflüssige, aller Luxus aber war ausgeschlossen!

Auf den Karten, welche auf seinen Befehl gestochen wurden, fehlten mit Ausnahme des „Atlas des campagnes d'Italie,“ die reichverzierten Titel, mit denen der Kaligraph sich an die Seite des Künstlers stellt. So hatte zum Beispiel die „Carte des chasses“, die er vollenden und berichtigen ließ, nur einen ganz einfachen Titel. Die großen Forschungsreisen, wie die des Herrn von Freycinet nach Australien, hatten Kartenbeilagen, auf denen nichts dem Geschmack schmeichelte; die Karten, welche er selbst gebrauchte, waren auf starke Leinwand aufgezogen und in Kartons gesteckt, die mit einfachem Schafzleder beklebt sind.

Mit den Büchern ist es ebenso.

Er läßt alle anschaffen, die erschienen, behandelt sie aber ohne jede Rücksicht, lediglich als Arbeitshandwerkzeug. Die Einbände sind meist von Kalbleder und haben einen Stempel mit dem kaiserlichen Wappen und dem Namen der Bibliothek, zu der sie gehören, alles überaus einfach. Die einzigen, besser eingebundenen Werke sind Deditationen, oder solche, die ursprünglich zu Geschenken bestimmt waren; handelt es sich darum, den Glanz des Kaiserthrones zu betonen, so wird nichts gespart. Es waren z. B. jene großen Werke, welche auf seinen Befehl in der kaiserlichen Druckerei hergestellt und bestimmt waren fremden Souveränen überreicht zu werden, so vorzüglich ausgestattet, daß sie dreist mit allem verglichen werden können, was die „königliche“ Druckerei an Prachtwerke zustande gebracht hatte.

Nichts 3. B. kommt der „Iconographie grecque ou romaine“, der „Description d’Egypte“, dem „Paris“ von Baltard, den Fêtes du Sacre et du Mariage“ von Percier und Fontaine, vor allem dem großen Werke Fabien’s „le Sacre“ gleich. Von den Einbänden, sobald es sich um Geschenke handelte, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß von dem Prachtwerk „Musée français“, welches im Kupferstichkabinett der Bibliothek zu Petersburg ist, jeder Band 11000 Frks. gekostet hat.

Solche Bücher aber sind nicht handlich, und dies war eine Eigenschaft, welche Napoleon für die zu seinem Gebrauch bestimmten, besonders schätzte.

Für die Broschüren und Romane, mit denen sein Wagen bei jeder Reise vollgestopft wurde, nahm er statt eines Messers zum Aufschneiden der Seiten stets einen Finger und warf sie, wenn er sie durchgesehen hatte, einfach zum Fenster hinaus. In den Tuileries und in den anderen Palais wanderten sie in den Kamin. Interessierte ihn ein Buch jedoch, so bedeckte er die Seitenränder mit Bemerkungen, zu denen er Bleistift oder Feder gebrauchte.

Alles, was nur irgend von Nutzen sein konnte, wurde sorgfältig aufgehoben. Abhandeln konnte kein Buch, denn dagegen waren die peinlichsten Vorkehrungen getroffen. Nachdem der Titel im Katalog aufgenommen ist, wird das Buch mit dem Stempel „Cabinet de l’Empereur“ versehen, oder, wie auf St. Helena, durch ein mit Tinte befeuchtetes Patschaft.

Was die Aufstellung in den Bücherispinden betrifft, so wurde eine bestimmte Methode befolgt: die Bibliothek von Malmaison, an welche der Kaiser am meisten gewöhnt war, diente als Muster; die Bücher, die sich in einem Palais befanden, wurden in keinem andern verwendet. Wenn der Kaiser irgend ein Buch mit in's Feld nahm, so wurde es stets später in die betreffende Bibliothek wieder eingestellt: die Bücher, welche er von Fontainebleau mit nach Elba nahm, hat er nach seiner Rückkehr wieder an ihren Platz schaffen lassen. Ein Band von der „Histoire de France“, welcher 15 Sous kostete, 1809 aus der Wiener Bibliothek entliehen und abhanden gekommen war, wurde dadurch ersetzt, daß er das ganze Werk anschaffen ließ.

Ein Buch, welches er durchgesehen oder durchgelesen hatte, blieb ihm seinem Inhalt wie seinem Aeußern nach dauernd in der Erinnerung; brauchte er es und der Bibliothekar fand es nicht augenblicklich, so beschrieb er den Einband, bezeichnete die Rückenmarke, gab den Platz an, auf welchem es wahrscheinlich stünde.

Was die losen Schriftstücke, Akten, Korrespondenzen u. c. betrifft, so galt auch für sie als Regel: kein Luxus! Und Roger, der Erfinder der schönen Aktendeckel mit den kunstvollen Vignetten, hatte bei ihm kein Glück. Napoleon fand es nicht passend, daß sich zu ernstern, trockenen Abhandlungen zierliche Kunstgegenstände gesellten. Es wurde ganz einfaches Papier oder Pergament im kaiserlichen Rabinett verwendet, selbst zu den Patenten. Die Papierfabrikanten

konnten nur in Wasserzeichen ihrem künstlerischen Drange Genüge tun.

Napoleon's Briefpapier war mit Goldschnitt versehen, nur weil die Etikette es so forderte, es war im übrigen von starker, nicht leicht zerreißbarer Art, die symbolischen Zierraten, welche damals sehr en vogue, besonders in der Damenwelt beliebt waren, konnte er nicht leiden.

Vortrefflich versteht er es, Papier, Zettel, Aufzeichnungen übersichtlich zu ordnen. Die einzelnen zu einander gehörenden Stücke sollen alle ähnliche Dimensionen, dieselben äußeren Zeichen haben. Er hat Portefeuilles, zu denen er allein im Kabinett den Schlüssel besitzt, sie sind stets unterwegs zwischen Tuileries und Ministerien: auch die Minister haben ihre Schlüssel. Diese Portefeuilles waren in Bezug auf ihre innere Einrichtung seine Erfindung.

Er hatte für Schiffs- und Truppendislocationen besondere Fächerkästen durch Berthier anfertigen lassen — möglicher Weise nach Angabe der Madame Campan, deren Vater, Herr Genet, unter Ludwig XVI. im auswärtigen Amt ein neues Rubrizierungssystem eingeführt hatte. Viennais, der diese Kästen anfertigte, erhielt 2050 Frks.

Man kann sich von der Unzahl solcher Kästen und Fächer im Arbeitskabinett des Kaisers wohl einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß Benachrichtigungen über alle möglichen Dinge aus allen möglichen Gegenden einliefen. Ein Neffe des Kaisers erzählt, sein Onkel habe stets ein Zettelchen in der Tasche gehabt, auf welchem jeden Tag eine

Ziffer den Bestand in den Staatskassen, „das Vermögen Frankreichs“, wie der Kaiser sagte, angab, während eine zweite Ziffer das Habet in seiner eignen Kasse, die doch nur einen Reservefond für das Nationalvermögen darstellte, angab. Diesen Zettel hatte er die Angewohnheit, täglich mehrmals zu kontrolliren.

Der Geist der Ordnung, der ihm innewohnte, sein Sinn für Methode machte sich nach allen Richtungen hin geltend, und man kann begreifen, wie es ihm dadurch allein möglich wurde, die ungeheure Masse von Arbeit, die ihn umdrängte, zu bewältigen. Wenn man sieht, wie er in die anscheinend geringfügigsten Details eindringt, so kann man wohl behaupten, er hat vierzehn Jahre lang nicht nur für 80 Millionen Menschen gearbeitet, sondern auch — gedacht.

VII. Die Arbeit.



VII. Die Arbeit.

Die Diktate. — Die Redaktion der Diktate. — Verschiedenheit der Arbeit. — Die Mappen der Minister. — Die Unterschriften. — Die eigenhändigen Briefe. — Die Budgets. — Die Ersparnisse. — Die kleine Kassette. — Die Schrift und die Orthographie. — Die Arbeit mit den Herren vom Dienst. — Die Großwürdenträger. — Der Staatssekretär. — Der Ober-Richter. — Die auswärtigen Beziehungen. — D'Hauterive. — Das Innere. — Die Finanzen. — Die *Missi dominici*. — Die Journale. — Privatangelegenheiten. — Die Heiraten: Heirat Aldobrandini La Rochejoucauld. — Der Staatsrat. — Das Lokale. — Die Reihenfolge der Diskussion. — Redefreiheit. — Die Auditeure. — Zerstreuungen des Kaisers inmitten der Sitzung. — Arbeit nach der Beratung. — Napoleon übernimmt das meiste selbst. — Die Jagd. — Arbeit unter freiem Himmel.

Der Kaiser ist in sein Kabinett eingetreten, die Türen sind verschlossen und wohl bewacht: niemand kann eindringen!

Er hat seinen Degen abge schnallt und ebenso wie seinen Hut irgend wohin auf einen Stuhl geworfen.

Nachdem er einen Augenblick auf dem Sopha ge-
sessen, um die auf dem Tische zurückgelassenen Brief-
schaften noch einmal durchzusehen, beginnt er nach allen
Richtungen hin auf- und abzugehen.

Der Privatsekretär sitzt an seinem kleinen Tisch in der Fensternische mit dem Rücken nach dem Garten hin, in welchem sich zuweilen Neugierige sammeln, um mit langen Hälften den kommenden und gehenden Schatten zu betrachten.

Der Kaiser fängt an zu diktieren. (Siehe Bild S. 161.)

Je mehr er in sein Thema eindringt, je mehr seine Gedanken sich konzentrieren, desto schneller werden die Schritte; dichter drängen sich die Worte an einander, mit dem rechten Arm fängt er an, Bewegungen zu machen; er streckt ihn steif von sich, die Finger klemmen sich auf die Armelausschläge: es kümmert ihn nicht, ob die Feder des Sekretärs ihm folgt oder nicht — er ist im Zuge!

Er verlangt übrigens gar nicht, daß der Sekretär alles wörtlich niederschreibe; derselbe notiert nur charakteristische Ausdrücke, Pointen in der Auseinandersetzung, so daß er hernach in einer wenn auch schwächeren Form, in einer Fassung, welcher das Feuer der Improvisation fehlt, doch den vollen Gedanken wiedergeben kann. Und Napoleon hat nur den Gedanken im Auge, Ausdrücke, welche ihn deutlich wiedergeben, sind ihm willkommen, ob sie von ihm stammen oder nicht. Fehlt ihm im ersten Anlauf das richtige Wort, so folgt eines anderes, das der Energie des Gedankens besser entsprechen soll. Auf einigen der wie durch ein Wunder erhaltenen Brouillons dieser Diktate merkt man förmlich den Takt des stampfenden Schrittes und wie der Diktierende plötzlich an einem Ende des Kabinetts innehält und seine Worte hinausruft in die

Allee — es ist, als hörte man ihn sprechen, als klänge in dem geschriebenen Wort noch die Stimme.

Menevals Feder läuft, man möchte sagen atemlos, über's Papier, die Schreibweise ist eine sehr abgekürzte doch aber ziemlich leserlich, nur die Namen, durch Buchstaben bezeichnet, könnten irrtümlich verstanden werden. Der Grundton des Diktats, ob Fain, Clarke, Deponthon, ein Ordonnanzoffizier, der Generalstabschef die Schreiber sind, ist immer derselbe — immer dasselbe Hier- und Dorthingreifen nach dem passenden, dem charakteristischen Ausdruck, und dann dieselbe Klarheit in der Darlegung, dieselbe Einfachheit im Bau des Satzes.

Der Sekretär, sofern er imstande ist, sein eigenes, aus Abkürzungen und einzelnen Buchstaben bestehendes Manuskript zu entziffern, hat keine schwere Arbeit mit der Ausarbeitung der Diktate; es handelt sich bei der Klarheit der hingeworfenen Gedanken nur um ein leichtes Feilen und Polieren, handelt sich nur darum, Wiederholungen zu vermeiden, allzu lebhafte Ausdrücke zu mildern, dem Ganzen den Charakter der Rede zu nehmen.

Alle Brieffschaften wurden dem Kaiser, ehe er sie unterschrieb, zur Durchsicht vorgelegt. Viele von ihm diktierte Stücke aber zeigten später statt der feinen die Unterschrift Berthier's, seines Generalstabschefs, Maret's Duroc's, je nach Inhalt. Man erkennt sie als vom Kaiser selbst herrührend, an gewissen, nur ihm eigenen Formen, in welchen die Gedanken auftreten und an deren einleuchtender Klarheit.

Oft hat der Kaiser Berichte vor Augen, die seine Diktate veranlassen, oft aber handelt er *motu proprio*, bewegt von einer Idee, die er in allen ihren Phasen entwickelt und die mitten in einem Wust von Nachrichten und Depeschen, die aus allen Gegenden Europas in den Taschen der Kuriere in das Kabinett hinein galoppieren, mitten unter den Schriftstücken, die sich auf den Tischen zu Bergen türmen, plötzlich wieder auftaucht und an geeigneter Stelle sich geltend macht. Denn sie ist, wohl klassifiziert und rubriziert, in einem der Gehirnfächer untergebracht; ereignet sich irgend etwas, daß die Ausführung der Idee zuläßt, gleich wird das Fach geöffnet und sie tritt hervor, so frisch, so klar, wie sie damals war, als er zuerst auf sie kam. Mit derselben Leichtigkeit zieht er täglich zehn, fünfzehn, zwanzig solcher Fächer auf: eins ist für den Krieg, eins für jede Arme, für jedes Regiment, man möchte sagen, jede Kompagnie, eins für den Hof, eins für das Zeremoniell, für Justiz, Kultus, Straßen- und Wegebau, für jedes Schiff, jede Seestadt

Man nehme die Schriftstücke eines einzigen Tages, z. B. des 7. Februar 1810: da ist eine Zuschrift an den Minister des Auswärtigen, in welchem er Bestimmungen über Marie Louise's Reise Tag für Tag, Stunde für Stunde trifft; das Allernebensächlichste wird berührt; jede Etappe vorgeschrieben; da ist eine Note an den Finanzminister, eine an den Kriegsminister mit einem Gesetzentwurf zur Regelung der Ausgaben, die einem gewiegten Rechenmeister Ehre machen würde: da ist noch ein zweites

Reskript an den Kriegsminister, betreffen die Ausgaben für die Division Molitor, die in den Hansestädten stationiert ist — ein drittes, in welchem jede Brigade, jedes Regiment bezeichnet ist, es handelt sich um eine Dislokierung der Armee in Deutschland; ein viertes über die teilweise Besetzung von Holland; da ist ein Brief an den Rektor der Universität, der eine förmliche Abhandlung über Organisation und Privilegien der hohen Staatschule darstellt.

Man darf annehmen, daß diese eingetragenen Korrespondenzen ungefähr den zehnten Teil der Tageskorrespondenz darstellen.

Die Diktate nehmen nicht etwa den Hauptanteil der Arbeit in Anspruch: jeder Minister bringt oder schickt täglich ein großes mit Schriftstücken vollgepfropftcs Portefeuille, der Inhalt, mit Randbemerkungen versehen, geht zurück. Und wie erschöpfend, wie klar, so daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen ist, sind diese Randbemerkungen!

Napoleon geht von einer Arbeit zur andern über mit derselben Leichtigkeit, wie aus dem Schlaf zum Wachen. Da giebt es kein Anhalten, kein Ausruhen; vom Kriege zu den öffentlichen Bauten, von den auswärtigen Beziehungen zur Marine, er ergeht sich in vielgestaltigem Detail und findet überall und stets das Richtige, handle es sich nun um eine Person oder um ein Prinzip.

Er hat eines Morgens beim Lever einmal, während er die beschriebene Nageltoilette machte, folgenden bemerkenswerten Ausspruch getan:

„Ich bin geboren und gemacht für die Arbeit . . . wenn auch nicht gerade um die Hacke zu schwingen . . . bei mir giebt es in der Arbeit keine Grenze.“

So war es von 1795 bis 1814. Dann ließ es etwas nach: er ging nicht mehr mit demselben Eifer an die Arbeit, erledigte die Geschäfte nicht mehr mit der alten unnachahmlichen Unermüdenheit — es kamen 1815 Stunden der Entmutigung. Bis dahin aber wurde alles, sei es was es wolle, bis tief auf den Grund durchwühlt durcharbeitet, erschöpft. Dabei kam es auf Spezialkenntnisse an: er hatte sie. Bei jedem Falle mußte man sich des Vorhergehenden erinnern: er erinnerte sich; bei jedem die Zukunft vor Augen haben: er hatte sie vor Augen. Es kommt nur selten vor, daß er zu den Archiven seine Zuflucht nehmen mußte. Alles ist in seinem Gedächtnis gebucht und registriert, und dieses Gedächtnis ist derart geschult, daß es im Augenblick die Unterweisung giebt, welcher er gerade bedarf. Ohne alle Mühe, ohne Druck sprudelt der Born der Erinnerungen; ist der Hahn zugedreht, so ist alles verschwunden und still: es mag ein anderer geöffnet werden — dieselbe Erscheinung!

Den Ideen, welche in seinem Geiste auftauchen, ob sie nun zur Ausführung gelangen oder nicht, ist gleichviel, liebt er Formen zu geben und sie bis in das Nebensächliche ihrer Ausführung zu verfolgen. Es sind Entwürfe vorhanden, von denen man glauben könnte, sie wären dicht vor der Ausführung gewesen: es sind nur Gebilde, nur Unterhaltungen seiner Phantasie. Aber, da bei ihm jeder

Einfall nach Realisierung drängt, und seine Gedanken gewohnt sind, alsbald zur Tat zu werden, so begnügt er sich nicht mit einer Träumerei. Mag ein Projekt noch so unausführbar erscheinen, er sucht sich selbst zu beweisen, daß das Unmögliche erreicht werden kann durch praktische Mittel, welche er entdeckt zu haben glaubt. Es ist wie ein Spiel, an welchem er Gefallen findet, ein gefährliches Spiel, denn, um sich selbst zu beweisen, daß nichts für ihn unmöglich ist, kommt er zuletzt dahin, dies auch anderen beweisen zu wollen.

Man glaubt vielleicht, daß das Diktieren solcher Projekte Mußestunden ausfüllte — mit nichts! Erstens gab es keinen Tag, den nicht Arbeiten vollauf in Anspruch genommen hätten, dann war es gerade an den Tagen, an welchen das Arbeitspensum ein besonders großes und die dringendsten Geschäfte vorlagen, daß diese Gebilde in seinem Gehirn auftauchten, als ob sie in Zusammenhang stünden mit der äußersten Anspannung der geistigen Tätigkeit — als ob es ihm Spaß mache, mitten in dies Gedränge des Wirklichen ein wenig Phantasterei zu streuen, bei der er sich nicht eher beruhigte, als bis er irgend einen Weg zu ihrer Realisierung gefunden hatte.

Man hat oft wiederholt, Napoleon täte weiter nichts als daß er seinen Namen unterzeichnete, daß er nichts schriebe. Nun ist es aber schon eine nicht unbedeutende Arbeit mit diesen Unterschriften, denn er hat keinen „Handsekretär“, wie die Könige ihn hatten, und jede Unterschrift von ihm ist wirklich und wahrhaftig von ihm. Sei

es, daß es sich, wie bei Briefen an Souveräne, um den vollen Namen „Napoléon“, oder wie bei Reskripten an hohe Staatsbeamte um ein „Napol“ resp. ein „Nap“, oder bei Entscheidungen um ein einfaches „N“ handelt, dessen Gestalt in unzähligen Varianten auftritt. Man könnte sie nach Millionen zählen diese Unterschriften: die „Correspondance“, welche mit 22000 Nummern veröffentlicht wurde, enthält nicht den hunderttausendsten Teil seiner Briefe, seiner Erlasse, seiner Entscheidungen, kein Dekret, kein Patent, keine Ernennungen, keine Amtsenthaltungen, keine Heiratskonsense, keine Gnadenbewilligungen, keines von jenen Papieren oder Pergamenten, welche tagtäglich in einem Reiche, welches Europa umfaßte, Belohnungen und Strafen austeilte. Dieser ungeheure, dieser gigantische Reichskörper hatte nur ein Herz und von diesem ging der Lauf und Rücklauf des Blutes in Adern und Venen aus und dieses Herz war das — des Kaisers Napoleon! Das Blut, sein beweglicher Geist, der sich fortwährend offenbarte durch dieses seltsame Zeichen, dieses wetterleuchtende „N“, um das die erschöpfte Feder einen Kranz von Tintenflecken sprißt, der einer Aureole gleicht.

Aber es waren ja diese Unterschriften nicht allein. Eine Unzahl von Nachschriften, von Randbemerken, von Briefen an die Seinigen, an Josephine, Marie Louise, an die Souveräne, eine unglaubliche Anzahl von Schriftstücken an seine Generale sind vorhanden.

Sobald es sich in dem Schriftstücke um Zahlen handelt, ist er es, der eigenhändig Additionen und Sub-



Sitzung des Staatsrates. (Siehe S. 231.)

traktionen macht, gleichviel, ob es sich um das Staatsbudget, um die Budgets der verschiedenen Ministerien, um die des Königreichs Italiens, um die des Großherzogtums Berg oder das Budget des kaiserlichen Haushaltes handle.

Durch diese eingehende und sorgfältige Rechenarbeit ist es ihm z. B. gelungen, auf den ihm vorgelegten Voranschlag des Hausbudget mit 48 045 922,72 Frks. im ganzen eine Summe von 7 275 060,18 Frks. streichen zu können!

Jede Ersparnis, welche er machen kann, ist ihm eine Freude, aber um sie machen zu können, muß er arbeiten, rechnen und nachrechnen. Eines Morgens fällt ihm der Kaffee ein; er findet, daß täglich im kaiserlichen Haushalt 155 Tassen Kaffee verbraucht werden, er berechnet, daß ihm jede Tasse auf 20 Sous zu stehen kommt, der Kaffee kostet das Pfund 5, der Zucker 4 Frankz, macht im Jahr 56 575 Frks. — von nun an kein Kaffee mehr in natura, sondern eine Geldentschädigung: Kaffeeegelder: Alle Welt ist zufrieden, nur nicht Josephine's Kammerfrauen — der Kaiser aber spart 35000 Frks. An einem anderen Tage handelt es sich um die Wäschereien, die enormes Geld verschlingen, er läßt einen Tarif entwerfen, in welchem für jedes Stück ein Preis ausgeworfen ist: damit sind die Phantasiepreise unmöglich geworden.

Er duldet keine Vermehrung der Ausgaben, Gehalts-erhöhungen und dergleichen, es sei denn, daß sie nicht zu vermeiden wären, dann aber müssen sie bis in die kleinsten Details hinein als gerechtfertigt erscheinen; ist er mit den

Erläuterungen und Motivierungen nicht zufrieden, so geht sofort eine Note an den Generalintendanten ab.

„Es wäre,“ so schreibt er, „ein merkwürdiger Mißbrauch, wenn irgend Jemand in meinem Haushalt die Löhne erhöhen wollte, während keiner meiner Generäle oder meiner Minister ein solches Recht in Bezug auf sein Ressort hat.“

Napoleon macht darüber, daß unter seinen Hausbeamten der Nepotismus nicht einreißt, daß nicht Günstlinge andere verdrängen. Er weiß, wer ihm treu dient und gedient hat, und wenn er von einer Ungerechtigkeit Kenntniß erhält, so mag der betreffende Chef sich auf etwas gefaßt machen. Er will nichts davon wissen, daß ein alter Diener, weil er krank und unbrauchbar geworden ist, in's Elend gestoßen wird. Jedem, der ihm zur Zeit seines Debuts nahe getreten ist, bewahrt er eine außerordentliche Geneigtheit, zeigt ihm die größte Milde. 1809, am Tage des Gefechts bei Landshut, bekommt der Küchen-Kontrollleur Fischer, der schon längere Zeit am Delirium litt, einen Wutanfall. Man ist genötigt, ihn nach Frankreich zurückzuschicken; in Straßburg hat er einen neuen Anfall und wird in ein Irrenhaus geschafft. Der Kaiser hatte diesen Fischer im Dienst seit dem ägyptischen Feldzuge, und wollte nicht zugeben, daß ein anderer an seine Stelle komme, er hoffte auf Fischer's Wiederherstellung. Erst am 30. Dezember 1812 gab er seine Einwilligung zur Entlassung, d. h. nach vier Jahren, während welcher Fischer sein volles Gehalt in Höhe von 12000 Frks. fortbezogen

hatte; er gab ihm auch noch eine Pension von 6000 Frks. mit auf den Weg. Fischer genoß in hohem Grade Napoleon's Vertrauen, allein dies ist nicht maßgebend, wie ein anderer Vorfall beweist. Ein armer Teufel von Kutscher, welcher sich häufig betrank, wurde, trotz seiner Entlassung durch den Oberstallmeister, dreimal wieder aufgenommen: weil er in der Schlacht bei Marengo einen Munitionswagen gerettet hatte.

Als Napoleon von Elba zurückkam, bestimmte er, daß diejenigen, welche ihn in's Exil begleitet hatten, in den Tuileries die Plätze behielten, welche sie in Porto Ferrajo inne hatten — was er in St. Helena für die that, die ihm dorthin gefolgt waren, ist bekannt. —

Reinlich im höchsten Grade und gewissenhaft in Bezug auf die Staatsgelder, ist er es auch in Bezug auf sein eigenes Taschengeld, d. h. die sogenannte petite cassette, deren Verwaltung der Privatsekretär unter sich hat. Beinahe jeden Monat, gleichviel, ob er sich in Paris, Schönbrunn, Berlin oder Madrid, in Wien oder Smorgoni aufhält, wird Abrechnung gehalten, und das Resultat gewöhnlich in beifolgender Form zu Papier gebracht:

„Die Einnahmen betrugen 44 800, die Ausgaben 39 800, Rest 5000; hinzukommen für März, der zu Ende ist, 15 000 Frks., macht 20 000 Frks.

den 30. März

N.“

Der Privatsekretär berichtet hierbei einen Fehler:

„Es liegt ein Irrtum um 40 Frks. in der Addition

vor, es ist also die zu buchende Summe auf 4960 zu reduzieren.“

Sehr oft beruhigt sich Napoleon nicht dabei, vom Tage zu datieren, an welchem er unterzeichnet hat, sondern fügt den Ort hinzu. Im großen Schlachtenspiel hat er erfahren, wie viel nicht allein auf den Ort, den Tag, sondern auch auf die Stunde, die Minute ankommt, in welcher ein Brief geschrieben ist. Er gerät in hellen Zorn, wenn er eine Depesche erhält, auf welcher diese Angaben fehlen: im Palais behält er die Gewohnheiten bei, welche er im Felde angenommen hat.

Napoleon schreibt eine fürchterliche Hand, sie wird immer unleserlicher, je länger das Schriftstück ist; deutlicher ist sie stets in den Nachschriften und in den Randglossen, sehr klar in den Zahlen. Sedenfalls ist diese seit seiner Jugend mißgestaltete Handschrift in späteren Jahren noch mehr entstellt worden durch seine Kurzsichtigkeit. Berühmte Schriftstücke, wie die Abdanfungsurkunde, wie der Brief an den Prinzregenten, kann man nicht als Typen ansehen, sie sind in großer Aufregung geschrieben. Im allgemeinen sind die gewöhnlichen Briefe zu entziffern. Die Rede, welche er auf dem Marfeldte hielt und Saß auf Saß eigenhändig auf einzelnen Papierstreifen niederschrieb, ist vollkommen leserlich. Wenn Napoleon es wollte, so gelang es ihm wohl, deutlich zu schreiben, aber es machte ihm doch viel Mühe.

Was seine Handschrift noch besonders verwirrt, ist die fehlerhafte Orthographie; es treten da manchmal

italienische Reminiscenzen auf, z. B. wenn er ein G anstatt ein C setzt, wie in Rabinett, welches er „Gabinet“ schreibt, oder „Gafarelli“ statt Cafarelli; auch unbewußte Versuche einer neuen Rechtschreibung zeigen sich, besonders bei Eigennamen, deren Orthographie er der Aussprache anpaßt: stets schreibt er Tayerand oder Tailleran statt Talleyrand. Auch bei Personen, die er aufs genaueste kannte, hat er dieselbe Angewohnheit. Tascher zum Beispiel wird unter seiner Feder Tachère. Meneval, sein Privatsekretär, wird zu Menevalle ohne allen Grund. Man behauptet, daß, wenn einmal ein Wort, besonders Eigennamen, mit einer gewissen Phisionomie in sein Gedächtnis aufgenommen sind, sie in dieser Form, und sei sie noch so falsch, verzeichnet bleibt; nichts und niemand wird sie ändern, Chaptal führt davon merkwürdige Beispiele an.

Es steht fest, daß Napoleon überhaupt weit mehr durch seine Ohren als durch seine Augen gelernt hat, der Ton hat dadurch für ihn eine besondere Bedeutung gewonnen.

Während des Konsulats hat er aus zahllosen Konferenzen und Konsultationen, zu welchen er wohlunterrichtete und kompetente Männer veranlaßte, sich Kenntniss über alles mögliche, über das Finanzfach, über Industrie und Handel, Verwaltung, auswärtige Beziehungen, in sehr schlauer Weise zu verschaffen verstanden. Nicht durch Lektüre hat er sich angeeignet, was er wußte, sondern durch Hörensagen, durch Unterhaltung, und davon hat er nichts vergessen. So wie er die Worte gehört zu haben glaubte,

als er sie zuerst vernahm, so sind sie für ihn geblieben. Ob richtig oder unrichtig ist ihm gleichgiltig: wenn er sich nur verständlich macht. —

Neben den Diktaten verschwinden, sofern die Zahl in Betracht kommt, die eigenhändigen Schriftstücke fast vollständig, sie liefern oft nur das Material für jene. Um so bedeutender aber ist die Privat-Arbeit mit den Chefs der verschiedenen Verwaltungszweige. Nur selten hält Napoleon Ministerberatungen ab, man kann sogar sagen, daß er mit Ausnahme der Unglücksperiode 1813 und 14 nie eine Ministerkonferenz im eigentlichen Sinne berufen habe.

Auch von großen Beratungen mit den obersten Staatsbeamten sind nur wenige zu verzeichnen: während der ganzen Regierung vielleicht deren fünf. Dafür giebt es aber Einzelberatungen in Sachen der inneren Verwaltung, in Sachen des Handels, des Brücken- und Wegebaues, des kaiserlichen Haushaltes, es giebt besondere Beratungen über technische Fragen: Napoleon, dem die Konstitution die Ernennung der Minister zugestanden hat, will in denselben, ebenso wenig wie die Verfassung, eine Körperschaft entstehen sehen, daher die gesonderten Beratungen.

So kommt denn ein jeder der Minister der Reihe nach, um mit ihm zu arbeiten. Nach den Ministern erscheinen die Generaldirektoren, von denen einige ausgedehntere Amtsbefugnisse haben, als die Minister.

Bei allem, was die Repräsentation des Hofes betrifft, bei Zeremonien, Eidesleistungen ist des Kaisers Gegenwart notwendig, auch das ist Arbeit, denn da ist von einer Rücksicht auf die Gewohnheiten des Gebieters keine Rede.

Was damals die Verwaltung des Kaiserreichs im ganzen bedeutete, welche enorme Summe von Arbeitskräften dazu erforderlich war, davon machen sich nur wenige einen Begriff.

Der Fürst-Erzkanzler Cambacérès, der kein Minister-Portefeuille hatte, wurde fortwährend konsultiert. Er ist es auch, der während der Abwesenheit des Kaisers für die Arbeiten der Ministerien die Sammelstelle bildet, er leitet die Beratungen des Staatsrates, ergreift alle Maßregeln, die einen dringenden Charakter haben. Ist der Kaiser anwesend, so genügt es ihm, auf das großartigste zu repräsentieren und eines der glänzendsten Häuser in Paris auszumachen. Cambacérès bringt allen Fragen ein reichlich erwogenes Urteil entgegen, das sich von keiner Höflichkeitsrücksicht modeln läßt und wohl des Erwägens wert ist: Cambacérès ist vor allem der Hüter des Gesetzes, ist der Gesetzgeber.

Der Reichs-Erzschatzmeister Lebrun, einst der Mann des Tages, auf den alles hörte, hat mehr als irgend ein anderer dazu beigetragen, daß faule Finanziers, die er sofort herausfand, nicht im Amte geduldet wurden; Lebrun hatte hauptsächlich die Verwaltung der neuannektierten Landesteile und Provinzen unter sich.

Die übrigen Großwürdenträger des Reiches erschienen

wenig auf der Oberfläche, denn sie fanden meist auswärts Verwendung. Nur der Staatssekretär ist allgegenwärtig, durch seine Hände gehen alle die Ministerien betreffenden Akten, alle Entscheidungen, welche der Kaiser *motu proprio* trifft; alles was im Kabinett eine definitive Form erhalten hat, wird in der Staatskanzlei oder dem Staatssekretariat expediert, registriert und klassifiziert: da giebt es zahllose Schreiber, Leute mit schöner Handschrift, allershand untergeordnete Existenzen, die beim kleinsten Versehen draufgehen.

Mit einem andern Souverän, unter einer anderen Regierungsform, würde solch ein Staatssekretär der erste Mann im Reiche sein. Unter einem Napoleon ist er nur der erste Kommiss, der pünktlich, ordentlich, zuverlässig sein muß, von dem jedoch nicht verlangt wird, daß er Ideen beisteuern, nicht einmal, daß er die Ideen des Gebieters ausbauen oder sie in oratorische Formen kleiden soll. Die Einrichtung ist vortrefflich, aber nur, weil dabei ein Napoleon in Betracht kommt; sie ist verwerflich, sobald es sich um einen anderen handeln würde.

Es hat verschiedene Personen auf diesem hohen Vertrauensposten gegeben; aber nur ein einziger hat ihn zur Genüge ausgefüllt, weil er auf denselben außer einer unbedingten Ergebenheit und einem außerordentlichen Fleiß die vollkommenste Unterwürfigkeit mitbrachte. Er dachte durch sich selbst nichts, nur durch seinen Gebieter kamen ihm die Gedanken; er zeichnete sich durch seine Unermüdlichkeit, seine stete Bereitschaft, seine große Aufmerksamkeit

aus. An der Spitze eines Ministeriums wäre er, so wie er war, nicht am Platze gewesen, seine hochzuschätzenden Eigenschaften prädestinierten ihn zu einem napoleonischen Staatssekretär. Auch hatte er die Ehre, Herrn v. Talleyrand durchaus verhaßt zu sein, der nicht müde wurde, die giftige Spitze seiner Epigramme gegen ihn zu richten. Davon ist eins berühmt geworden:

„Es giebt nur einen, der dümmter ist wie Maret.“
Wer denn, fragt jemand „Es ist der Herzog von Bassano.“
(Maret war Herzog von Bassano.)

Dieser Haß ist erklärlich genug: Maret hatte zwei Tugenden, die der Fürst von Benevent nicht vertragen konnte: Mut und Treue.

Der Staatssekretär mußte dem Kaiser ins Feld folgen, auf seine Billegiaturen, kurz überall hin. In Paris wohnte er dicht neben den Tuileries, auf dem Karussellplatz: er konnte jeden Augenblick erwarten, gerufen zu werden. Seine Unterschrift war vor allem bedeutungsvoll.

Nach ihm kam der Oberichter oder Justizminister, der kleine Regnier, der früher Advokat in Nancy war, Graf von Gronau und Herzog von Massa wurde; er ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten im Empire, ohne daß man gerade, mit Ausnahme seiner Teilnahme am 18. Brumaire, irgend welche Verdienste an ihm entdecken könnte. Er ist pünktlich, ist arbeitsam — das kann ihm niemand absprechen. In 130 Departements Recht zu sprechen, das Personal von über hundert Gerichtshöfen erster Instanz und 36 Appellationsgerichten zu überwachen,

in den annectierten Staaten ohne Verwirrungen den Code Napoleon einzuführen, Interessen zu schonen, Privilegien gerecht zu werden, Uebergreifen entgegenzutreten — das wahrlich ist keine Kleinigkeit!

Jede Gnadenbewilligung geht vom Kaiser aus, wird durch ein Dokument garantiert, trägt des Kaisers Unterschrift — das ist wieder ein schönes Stück Arbeit! Jede Ernennung von einem gewissen Grade an, wird vom Kaiser unterzeichnet. Keine vorgeschlagene Beförderung findet statt, ohne daß zuvor von ihm selbst eingezogene Erkundigungen statthaben. Beim Kassationsgericht wird kein Beisitzer ernannt, ohne daß nicht vom Hofe der Vorschlag ausgeht.

Und nun das auswärtige Amt! Jeder Kurier, er mag kommen, von wo er will, giebt seine Mappe im „Kabinett“ ab, denn der Kaiser ist sein eigener auswärtiger Minister. Er bespricht die Vorlagen mit Talleyrand, der sie wieder mit seinen der Färberei kundigen Helfern durchspricht und mit großer Geschicklichkeit charakteristische Ausdrücke seines allgebietenden Chefs hineinschickt: so bearbeitet kommen sie zurück in die Tuilerien. Mit den Nachfolgern Talleyrand's hatte der Kaiser mehr Mühe; Champagny verstand nie recht, Maret garnicht: Champagny „denaturiert“ den kaiserlichen Gedanken, Maret — und das ist noch schlimmer — brachte wörtlich was der Kaiser sagte. Talleyrand war ein Verräther, Champagny ein treuer, Maret ein ergebener Diener — Talleyrand allein aber hatte ein feines Verständnis!

Vor 80 Jahren waren die Postfachen unserer auswärtigen Beziehungen um vieles weniger umfangreich als heutzutage, die Posten selbst weniger zahlreich, und durch den beständigen Krieg noch reduziert, auch die geschäftlichen Kommunikationen weniger häufig. Konsulate gab es nur einzelne, die Schifffahrt zählte kaum. Aber es war für die Verhandlungen mehr Aufmerksamkeit erforderlich, mehr Methode, umfassendere Erörterungen nötig, eben weil von der Expedierung eines Kuriers bis zu seiner Rückkehr gut ein Monat verging und während desselben der Gang der Ereignisse alles gestört haben konnte, deshalb war die Behandlung aller Fragen, welche die auswärtigen Beziehungen betrafen, eine sehr schwierige: Napoleon war aber, wie gesagt, sein eigener Minister des Auswärtigen.

Zuweilen empfängt der Kaiser an Stelle des Ministers einen Unterminister, einen der Räte des auswärtigen Amtes: den Herrn de la Mautte d'Hauterive. Dieser, ein sehr gescheiter Mann, hatte die Aufgabe, das Gegenwärtige aus dem Vergangenen zu erklären — Herr d'Hauterive war Departements-Archivar, hatte dafür zu sorgen, daß die Traditionen der französischen Politik aufrecht erhalten blieben; er mußte bei jeder Gelegenheit nach Präzedenzfällen suchen: er war in Bezug auf die auswärtigen An-
gelegenheiten etwa dasselbe, was Barbier in Bezug auf die katholische Religion war. Keiner war eingeweiht wie er, keiner so geeignet für die ihm überwiesene Rolle; seine äußere Erscheinung, seine hohe Gestalt von 5 Fuß 8 Zoll,

seine scharf geschliffenen Züge, seine langen, struppigen Haare gaben ihm den Ausdruck finsterner Autorität, die selbst dem Kaiser imponieren konnte.

Eines Tages, so wird erzählt, kommt d'Hauterive zur Audienz in die Tuilerien mit einem Bericht über eine Persönlichkeit des Faubourg Saint-Germain. Es handelt sich um Gefahr für's Leben: eine Frau, mehrere Kinder. Er fängt an zu lesen. Der Kaiser wird unruhig und unterbricht ihn: „Wollen Sie mich von weiblichem Erbfolgerecht unterhalten? Was wollen Sie damit sagen?“ Mit diesen Worten entreißt er den Händen d'Hauterive's den Bericht und wiederholt heftig auf- und abgehend und mit dem Schriftstück hantierend: „Weibliche Erbfolge, weibliche Erbfolge!“ D'Hauterive, ganz außer sich, läuft hinter dem Kaiser her, nimmt ihm das Schriftstück ohne weiteres wieder aus der Hand und liest es ihm bis zum Schluß vor. Napoleon, der sich beruhigt hat, hört zu und sagt dann:

„Gut! Für diesmal mag es hingehen,“ und erteilt den Vorschlägen seine Zustimmung.*)

*) Arland, der Biograph d'Hauterive's, der die betreffenden Papiere in der Hand gehabt haben will, erzählt den Vorgang wie oben angegeben. Der Baron Pasquier aber hat eine ganz andere Lesart, welche d'Hauterive, der seinem Biographen doch wahrscheinlich souffliert hat, in ein ganz sonderbares Licht bringt. Nach Pasquier ist an der Szene, soweit sie Napoleon betrifft, nichts zu ändern. Allein es handelte sich um ein ganz anderes Schriftstück und nicht um eine Person im Faubourg St. Germain, sondern um jenen Dubrard, welcher im Verein mit Talleyrand und Fouché allerhand

Ebenso war es in der Angelegenheit Gérard de Rayneval, ebenso gelegentlich der Frage über die Privilegien der auswärtigen Gesandten: d'Hauterive hielt fest an seiner Anschauung und Napoleon pflichtet ihm schließlich bei.

D'Hauterive aber war nicht der einzige, der dem Kaiser gegenüber seinen Mann stand. Da ist auch noch Decrès, der Marineminister, der recht unangenehm werden konnte und — wer war es dann, der sich entschuldigte? Napoleon.

„Es tut mir leid,“ schreibt er an Decrès, „daß Sie über mich in Zorn geraten sind; aber ist einmal der Zorn vorüber, so denke ich, bleibt auch nichts zurück; ich hoffe, daß Sie mir nichts nachtragen!“

Daraus geht klar hervor, daß bei dieser tête-à-tête-Arbeit im Kabinett diejenigen, welche geradeheraus ihre Meinung sagten und bei derselben stehen blieben, nicht

Intriguen mit den Engländern einfädelte. D'Hauterive verdankte alles, was er war, Talleyrand, diente demselben daher mit mehr Eifer als dem Kaiser, und hat auch in dieser Angelegenheit seinen Gönner vor seinem Gebieter reingewaschen, obwohl er sehr gut wußte, daß der Fürst von Benevent eng mit dem Gange der Intriguen verknüpft war. Beim Anhören des lügenhaften Berichtes hätte, nach Pasquier, Napoleon denselben plötzlich den Händen d'Hauterive's entrißen, d'Hauterive ihn aber wieder an sich gebracht und kalten Blutes bis zu Ende vorgelesen. Napoleon hätte allem Anscheine nach Wind von den verräterischen Machinationen gehabt, sich aber von dem Ernst des großen diplomatischen Theoretikers und von seiner Unbescholtenheit — die hier freilich in ein sonderbares Licht tritt — beruhigen lassen, auch sogar den Vorschlägen willfährte, Napoleon hätte damit allerdings einen eklatanten Beweis von seiner Fähigkeit, eventuell fremde Ratschläge zu befolgen, gegeben.

unwillkommen waren, daß dabei eine vollkommene Redefreiheit eingeführt, daß der Kaiser, weit entfernt, sich durch Kritiken, selbst wenn sie heftig waren, beleidigt zu fühlen, den Argumenten zu weichen bereit war, ohne allen Eigensinn.

In Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten ist die Arbeit noch nicht getan, wenn Minister, Direktoren, Agenten, die kommen und gehen, empfangen und befragt sind. Die bei Souveränen, welche Anschluß an die Familie Napoleons haben, beglaubigten Herren, liefern nur über Personalien, über die Chronik des betreffenden Hofes einen Spezialbericht, und dieser geht an den Oberhofmarschall, welcher nach dieser Richtung hin das vollste Vertrauen des Kaisers besaß, der, nebenbei bemerkt, keinen Augenblick Ruhe hatte und niemals „die Hand aus dem Munde nehmen kann.“ Er muß jeden Augenblick gewärtig sein, vom Kaiser zitiert zu werden; außer der Leitung des kaiserlichen Haushaltes lastet auf ihm die ganze Arbeit der Gnadenerlasse, die Personalangelegenheiten der kaiserlichen Garde, schließlich auch noch eine ganze Anzahl privater Aufträge.

Bielgeplagt war auch der Minister des Innern, der nicht nur die weitläufigen Arbeiten, welche die Armee- gestellungen mit sich brachten, zu versehen und über jedes Detail seinem kaiserlichen Herrn zu berichten hatte, sondern anfänglich auch noch die Kultus-Angelegenheiten, das Ressort des öffentlichen Unterrichts, des Handels, der öffentlichen Arbeiten auf seinen Schultern lasten hatte.

Erst später wurden ihm Generaldirektoren ad latus gestellt und diese arbeiteten direkt mit dem Kaiser.

Nun sind der Generaldirektor der Brücken und Wege, der Kultusdirektor, der Direktor des öffentlichen Unterrichts, der Direktor der Kommunalverwaltungen, der Bergwerksdirektor, endlich der Direktor der kaiserlichen Druckerei und der Bibliotheken direkte Arbeitsgehülfen des Kaisers. Aus den betreffenden Korrespondenzen könnte man ganze Abhandlungen über einschlägige Themata entnehmen, — will man die Geschäfte des Kaisers gründlich studieren, so muß man sich vor allem mit dem bekannt machen, was er in den einzelnen Zweigen der Verwaltung geleistet hat.

In Bezug auf das Finanzdepartement beruhigte er sich noch nicht dabei, in das Geheimnis der kleinsten Ziffer einzudringen und die beiden Ressortminister zu befragen, er mußte auch persönlich mit den Generaldirektoren der verschiedenen Kassen, dem Direktor der Forstverwaltung, dem Obersteuerektor verhandeln. Den Generalpostdirektor Lavalette, seinen früheren Adjutanten, will er täglich im Arbeitskabinett sehen. Die Post ist ja die Beförderin der Nachrichten, die Bewahrerin der Privat- wie der Regierungsgeheimnisse — hat sie nicht ein schwarzes Kabinett, welches von der Opposition gebrandmarkt und von der Regierung ausgenutzt wird?

Noch ist es mit der Arbeit nicht zu Ende. Da sind zwei Kriegsminister, der eine für den Krieg, der andere für die Administration, dann ist ein Generaldirektor der Rekruteneinstellungen, der Marineminister, der General-

direktor der Polizei mit seinen vier Räten, der Minister der Fabriken und des Handels, die beiden italienischen Minister, die ihre Residenz in Paris haben, der Staatssekretär des Großherzogtums Berg &c. — sie alle haben Berichte zu erstatten, vom Kaiser zu besprechenden Vorschläge zu machen, die mit großer Sachkenntnis beraten, gebilligt oder verworfen werden.

Nicht zu vergessen ist der Großkanzler der Ehrenlegion, der sich ebenfalls eingefunden hat, der Großkanzler des Ordens de la Réunion, der Großkanzler des Ordens der eisernen Krone, der des kaum in's Leben getretenen Ordens der drei Bließe. Die Militärschulen senden Vertreter, der Generalinspektor der Gendarmen, die Generalinspektoren der Artillerie und des Ingenieurwesens, die Präfecten, hohe Offiziere — alle warten darauf, gehört oder befragt zu werden. Auch über die Bank von Frankreich will der Kaiser, deren Stifter, auf dem laufenden erhalten sein.

Sind soweit die Geschäfte endlich erledigt, so kommen die Habitues der Morgenaufwartung, der Audienzen, die Missi dominici an die Reihe, Senatoren, Räte, Maires, — vor allem aber die Ordnonanzoffiziere, die mit den Depeschen ihrer Generäle von allen Grenzen, von der Weichsel, von den Säulen des Herkules herbeigeeilt sind — vor ihnen, bespritzt vom Rot der Straßen, bedeckt von wochenaltem Staube, mit dem Haare ihrer Kasse an den Sporenrändern, öffnen sich auch die geheimsten Türen; der Kaiser fällt mit Fragen über sie her: Wahrheit, Wahrheit, die volle Wahrheit will er wissen. (S. Bild S. 177.)

Aber die Zeit — wo soll er die Zeit für all diese Geschäfte hernehmen?

Es bleibt ihm noch Zeit übrig; so viel, um ein Weilchen den Journalisten zu spielen. Das geringste politische Ereigniß in England, die geringste von dort kommende Verunglimpfung Frankreichs, und sofort erscheint im „Moniteur“ der Erwiderungsartikel — es ist sehr zu bedauern, daß in den Sammlungen der Schriften Napoleon's diese wunderbaren Preßzeugnisse gänzlich fehlen!

Auch ist noch soviel Zeit übrig, daß er die Uebersetzungen Mounier's lesen und Bittsteller empfangen kann, die seine Gnade in Privatangelegenheiten nachsuchen.

Diese Privatangelegenheiten aber interessieren ihn ganz besonders, an ihnen erholt er sich und wünschte, daß man sich zahlreicher an ihn wende; es sollen zwei Auditeure des Staatsrats von 10 Uhr Vormittags an im Marschall-Saal sich aufhalten und jede Bittschrift entgegennehmen, die man bringt.

Napoleon mischt sich auch gar zu gern in Heiratsangelegenheiten. Er läßt eine Liste von heiratsfähigen Erbinnen aufstellen, und bemüht sich, die betreffenden Damen an den Hof zu ziehen, um sie mit Offizieren zu vermählen. Er läßt die Väter zu sich kommen, wie z. B. Herrn d'Alligre, dessen Tochter er mit Caullincourt vermählen möchte; er wendet alle Liebenswürdigkeit auf, allein es ist vergebens: d'Alligre verhält sich ablehnend, der Kaiser wird darum nicht böse.

Kommt eine Heirat, die er wünschte, zustande, so kennt seine Freigebigkeit keine Grenzen: tausend Beispiele wären anzuführen.*)

Napoleon, so will ein Schriftsteller behaupten, habe den Grafen de la Rochefoucauld gezwungen, seine Tochter Adele (?) dem Comte Aldobrandini, der 48 Jahre alt gewesen wäre, zu vermählen. Vater und Tochter hätten entfliehen wollen, aber schließlich nachgeben müssen. „Die arme junge Dame hatte viel auszustehen, besonders von ihrer hochmütigen Schwägerin (Prinzess Pauline, Napoleons Schwester), stellte aber durch ihre Rechtschaffenheit, ihre Tugenden, die stark erschütterte Ehre der Borgheze wieder her und rettete durch eine geschickte, fast sechzigjährige Verwaltung das Familien-Vermögen.“

Dazu ist zu bemerken, daß der „Fürst“ Aldobrandini Borgheze, um den es sich hier handelt, zu Rom im Jahre 1777 geboren wurde, mithin 1902 32 Jahre alt war. Alexander de la Rochefoucauld hatte eine Cousine der Beauharnais zur Frau und in Berücksichtigung dessen war er 1800 Präfect im Seine-et-Marne-Departement, im Jahre 1805 Gesandter in Wien, 1808 in Holland und 1809 Reichsgraf geworden. Er war vermögenslos. Seine Gemahlin Ehrendame bei der Kaiserin, hatte jährlich 30 000 Frks; ihr Gemahl, ebenso wie sie, erbaten und erhielten trotzdem fortwährend Gnadengelder. Sie hatten,

*) Was M. Forneron in seiner „histoire des Emigrés“ in Bezug auf einen bei solchen Heiraten ausgeübten Zwang seitens Napoleon's erzählt, ist wenig glaubwürdig.

um die Heirat ihrer Tochter mit dem Fürsten zustande zu bringen, alle Mienen springen lassen; die Tochter erhielt von ihnen keinen Sous Mitgift, während der zukünftige Gemahl 100 000 Livres Renten hatte. Napoleon aber war es, der Fräulein Françoise Constanze de La Rochefoucauld „mit einem Palais, welches zuvor Ihrer kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Elisa gehört hatte, gelegen Nr. 7 Rue de la Chaise und Nr. 13 Rue de la Grenelle, am 3. April 1808 erworben, zusammen mit dem Mobiliar geschätzt auf 800 000 Frks.,“ auf's freigebigste dotierte. Die Fürstin Aldobrandini wurde Palastdame der Kaiserin Marie Louise und ihr Gemahl erster Stallmeister. Im Jahre 1814 erschien sie auf dem Ball, welchen Blücher in Saint Cloud gab: sie wollte wahrscheinlich durch ihre Anwesenheit zeigen, daß die Wohltaten eines „Usurpators“ nicht zu denen zählen, deren eine so hochgeborene Dame sich zu erinnern nötig habe.

Es klingt fast unglaublich, daß trotz all dieser unendlichen Tätigkeit Napoleon noch Zeit hatte, den Sitzungen des Staatsrates zu präsidieren. Um den Sitzungssaal zu erreichen, brauchte er nur die Staats- oder Prunkgemächer zu passieren. Gefolgt vom Kammerherrn, der den Dienst hatte, und einem Adjutanten durcheilte er fliegenden Schrittes den Marschallsaal und den Saal der Garden, ging die Treppe im Zentralsavillon hinunter, stieg eine andere, eine sehr schöne, breite Treppe, geschmückt mit allegorischen Figuren, die das Schweigen und Nachdenken darstellen sollten, und von Daguesseau und L'Hopital herrührten, empor.

Der Sitzungsaal des Staatsrates war sehr geräumig, geschmückt mit Säulen und Pilastern von gelblichem Stuck und an der Decke mit dem großen Gemälde von Gérard, „die Schlacht bei Austerlitz“ darstellend. Zur Linken gingen die Fenster nach der Kapelle, zur Rechten nach dem Karussellplatz hinaus. Auf einer Estrade im Hintergrunde, zu welcher zwei Stufen emporführten, standen drei große Schreibpulte: das des Kaisers in der Mitte, das des Erzkanzlers zur Rechten und das des Erzschatzmeisters zur Linken. Längs der Fenster lief eine Reihe kleiner Tische für die Räte, am andern Ende, den drei erhöhten Sitzen gegenüber, standen die Pulte der Berichterstatter, in den Fensternischen die Tische der Auditeure.

Während des Konsulats wohnte Napoleon fast jeder Sitzung des Staatsrates bei, noch 1809 präsiidiert er in jeder Woche von drei Sitzungen zweien. Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr begannen dieselben, der Kaiser stellte sich gewöhnlich um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr ein, unterrichtete sich über die Tagesordnung, die gedruckt auf seinem Tische lag, und bezeichnete diejenige Vorlage, über welche die Diskussion, der er beimohnen wollte, alsbald begann.

Diese Diskussion war stets ein freier Meinungs-
austausch.

In den Staatsratsitzungen, so wird berichtet, hatte Napoleon eine volle, den stärksten Widerspruch einschließende Redefreiheit eingeführt, ja er selbst provozierte oft den Widerspruch, um alles zu hören, was seinen Anschauungen entgegengesetzt werden könnte.

Das schloß aber eine gelegentliche Greiferung bei ihm nicht aus.

So ließ er sich z. B. in der Beratung über die Bank von Saint Georges, in welcher Corvetto als Berichterstatter fungierte, zu den Worten hinreißen:

„Aber Monsieur, sind Sie denn in dieser Frage der Allermeltsadvokat?“

Corvetto fühlte sich verletzt und nahm sich vor, am nächsten Sonntag vom Empfange fortzubleiben. Regnaud de Saint-Jean d'Angely aber holte ihn ab. Gut! Er beabsichtigt, sich unter der Menge unsichtbar zu machen. Kaum aber hat ihn Napoleon bemerkt, so bricht er sich auch Bahn zu ihm und sagt mit dem liebenswürdigsten Lächeln:

„Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen, Monsieur Corvetto, um Ihnen zu sagen, daß ich mich in der Sitzung vom Mittwoch sehr über Sie gefreut habe. Gerade so wie Sie es taten, wünsche ich, daß man sich im Staatsrat ausspricht, wenn ich seinen Rat einholen will.“

Es gehörten zum Staatsrat nicht nur die alten aus der Zeit des Konsulats, die mit ihm gearbeitet hatten am Code civil, am Code pénal, an all den berühmten Kodifizierungen, die die Verwaltung des Staates so hergestellt hatten, wie sie war, die den Granitbau, welcher jetzt schon ein Jahrhundert überdauerte, und gegen welchen sieben Revolutionen vergebens ihre Brandungen rollten aufgeführt hatten: es waren nicht nur Tronchet und Portalis, die auf ihre Statuen im Sitzungsjaal blickten,

es waren nicht nur Merlin, Treilhard, Ségur, Réal, Fourcroy, d'Hauterive, Defermon, Boulay, sondern es gehörten dazu auch Neulinge, welche Napoleon zu freien Meinungsäußerungen und zu unabhängiger Bewegung der Gedanken durch ein einziges, einfach hingeworfenes Wort, welches unmittelbar neben die Erfüllung der Pflicht den Lohn setzte, ermutigte.

Ein Auditeur hatte in einer holländische Angelegenheiten betreffenden Sache einen Bericht vorgelegt, der in vollem Widerspruch zu den Angaben und Anschauungen der Ressort-Minister stand: der Kaiser schloß die Sitzung mit den Worten:

„Ich bin der Meinung des Herrn Berichterstatters.“

Ein anderer Auditeur war beauftragt, Junot's Rechnungen in Portugal zu regulieren; die Minister, um es nicht mit dem ersten Adjutanten und Freunde des Kaisers zu verderben, hatten ausweichende Berichte über die etwas mißliche Sache eingereicht. Der Auditeur aber schonte niemanden und ging der Sache auf den Grund; als er endlich zu Ende war, mochte er doch wohl eine gewisse Befleckung über seine Kühnheit fühlen. Der Kaiser übernahm es, ihn zu beruhigen.

„Herr Auditeur,“ sagt er, „wenn ein Eleve im Staatsrat mir etwas sagt, was ich durch drei meiner Minister nicht erfahren konnte, so verdient er, daß ich ihn nicht aus dem Auge verliere.“

In weniger als einem Jahr ist der Betreffende Präsekt, Baron und Mitglied der Ehrenlegion. Infolge



Der Kaffee. Siehe S. 257.

solcher Vorgänge entstand unter den jungen Nemterkandidaten ein großes Gedränge, um den „Kaiser-sitzungen“ des Staatsrates beizumohnen.

Viktor de Broglie, welcher später ein anderes Urteil von sich geben sollte, schrieb damals, 1810, an einen jungen Kollegen:

„Du darfst keinen Augenblick verlieren, um für das nächste Trimester das Recht zu erwirken, den Kaiser-sitzungen im Staatsrat beizumohnen. Wir, unserer acht, haben es durchgesetzt und Du hast es zehnmal verdient; aber Du mußt Dich beeilen, denn Du wirst einsehen, daß Du bei dem großen Andrang doch zuletzt unüberwindbare Schwierigkeiten haben könntest.“

Für den Kaiser war, so drückt sich ein zeitgenössischer Schriftsteller aus, der Staatsrat soviel wie das im Stadium des Werdens begriffene Vorhaben, die Tätigkeit der Minister das Vorhaben im Stadium der Ausführung. Die jungen Männer, welche den Kaiser in den Sitzungen hatten denken hören, seine Gedanken durch die Beratungen hindurch verfolgt hatten, waren allein nach des Kaisers Meinung befähigt, die Ausführung zufriedenstellend zu besorgen; deshalb galt ihm der Staatsrat zugleich auch als Schule für junge Verwaltungsbeamte, aus ihr wollte er später alle für die Zivilkarriere brauchbaren entnehmen. So wurde denn auch die Anzahl der Auditeurs stetig vermehrt. Dadurch wurden freilich einige der Alten ein wenig geniert. Viktor de Broglie z. B. schrieb an einen Freund:

„Komm und Du wirst wunderbare Dinge sehen: dreihundert Auditeure von allen möglichen Phyzionomien, Altersstufen und Gestalten! Ueberall gibt es deren: im Postfach, in der Duane, der Lotterie, der Polizeipräfektur; für uns bleiben nur noch Brücken und Straßen, nirgends ist es sonst möglich, erträglich zu existieren.“

Das Koterienbilden aber war bekanntlich nicht im Sinne des Kaisers; er wollte die verschiedenen Elemente, die Stammesunterschiede, die getrennten Meinungen verschmelzen, um daraus eine Masse zu bilden, durchtränkt von seinem Geist, aus der er, je nach den Fähigkeiten, Präfecten, Diplomaten, Intendanten, Privatsekretäre nehmen könne. Diesen Zweck im Auge, vergaß er oft Zeit und Stunde.

„Ich habe,“ sagt ein Auditeur, und seine Behauptungen decken sich mit denen Barante's, Barthélemy's, Broglie's, „Sitzungen des Staatsrates beigewohnt, in denen der Kaiser präsidirte, die sieben Stunden dauerten. Sein belebender Einfluß, seine wunderbare Penetrationsgabe, sein zersetzender Verstand, die Klarheit seiner Resumés bei selbst verwickelten Fragen, die Mühe, die er sich gab, nicht nur bei Unterstützung einer Vorlage, sondern auch um Widersprüche hervorzurufen, die Kunst, die Hingabe aller durch ein familiäres Wesen zu beleben, welches Untergebene wie Gleichstehende behandelte, rief eine Begeisterung hervor, ähnlich der, die er bei der Armee zu erwecken verstand. Man arbeitete bis zur Erschöpfung, gerade wie man auf dem Schlachtfelde in den Tod ging.

Alle, die ihm nah kamen, fühlten sich unter dem Bann einer freiwilligen Unterwerfung. Es giebt keine stärkere Verleumdung als die, zu sagen, er habe durch Erweckung von Furcht geherrscht. Wie bei Cäsar war seine Herrschaft über die Menschen eine Folge seines verführerischen Wesens."

Ist dieser Zeuge auch in den Augen einiger dadurch diskreditirt, daß er dem Kaiser die Treue bewahrte, daß er nichts von den Feinden Frankreichs erbat, nichts von den Königen annahm, gegen die sein Patriotismus sich auflehnte, so erscheint er andern um vieles würdiger als Baron Pasquier, dessen Aeußerungen hier ebenfalls registriert sein mögen. Dieser Herr sagt, daß vom Jahre 1808 an Napoleon im Staatsrat nur noch erschienen wäre, um seinen Willen wie ein Gesetz zu promulgieren, daß er nicht die allergeringste Redefreiheit mehr zuließ.

Daß der Kaiser jeweilig das Bedürfnis fühlte, sich rückhaltslos auszusprechen, diejenigen in seine politischen Pläne einzuweißen, welche dieselben in's Werk setzen sollten, das ist doch weiter so erstaunlich nicht! Daß er den Widerspruch nicht ertrug, ist eine Unwahrheit. Das sieht man ja daraus, wie er seine Widersprecher behandelt. Da war z. B. Berlier, den er stets in loyaler Opposition gegen seine Pläne fand: er machte Berlier zum Staatsrat auf Lebenszeit, zum Reichsgrafen mit einer Dotation von 20 000 Frks., gab ihm eine Gratifikation von 60 000 Frks. 2c. Jener Herr behauptet, Napoleon habe keine Entscheidung mehr durch Stimmenabgabe ge-

dußet — das ist nicht nur unerwiesen, sondern durchaus zweifelhaft.

Die Neulinge, d. h. diejenigen, welche ihr Name und die Erinnerung an ihre Vorfahren — zuweilen eine recht ungewisse Erinnerung — in den Staatsrat geführt hatten, auch diejenigen, welche in Folge der Annektierung ihres Stammlandes an Frankreich zu den Räten gehörten, brachten eine in den Schranken höfischen Wesens sich bewegende Sprachweise mit und waren von geringer Bedeutung für den nach Rat und Anschauungen verlangenden Kaiser, allein auch der Geist der Revolution, d. h. das was edel, stolz, erhaben an ihm war, hatte im Staatsrat einen Hort, hatte dort seine natürlichen Verteidiger; Patrioten, die im Konvent gegessen hatten, die nicht zurückgeschreckt waren vor der schwersten Verantwortung, die die Nation gerettet hatten vor den Begehrlichkeiten Europa's, vor der Sklaverei: ihnen stand ein freies, unummundenes Wort wohl und sie waren es auch vor allen, die Napoleon zu hören wünschte — waren auch die einzigen, die Bescheid wußten. Wenn Boulay, Berlier, Réal, Regnaud, Defermon, Follivet, Thibaudeau, Mathieu Dumas, wenn die Generaldirektoren, einer wie der andere Mitglied des Staatsrats, gesprochen hatten, die Duchatel, François, Béranger, Pelet, Merlin, Vergon, Laumond ihre Meinungen gesagt hatten, was für neues Licht konnten die andern da noch über den Gegenstand breiten? Diese andern, deren Eitelkeit obenan stand und nur von ihrer Unfähigkeit erreicht wurde, die da meinten, dem Bonaparte widerfahre eine große Ehre,

sie unter seine Ratgeber zu zählen, und die nur die Gelegenheit abwarteten, den Bonaparte oder Buonaparte zu verraten. Zwischen ihren von Sonderinteressen eingegebenen Auslassungen und denen von Männern, welche Frankreich nicht verlassen hatten in der Stunde der Gefahr, sondern ihm die Treue bewahrt hatten, steht die Wahl frei.

Wochte Stunde auf Stunde die große Uhr am Centralpavillon den Lauf der Zeit verkünden, die Sitzung dauerte fort. Der Kaiser hatte weder ein Bedürfnis zu essen noch auszuruhen — die Ruhe bestand für ihn lediglich im Uebergang von einer Arbeit zu andern. (S. Bild S. 201.) Während der Diskussion sah er oft mit der Vorgnette nach dem Redner, oft krizelte er auf dem vor ihm liegenden Papier irgend eine Phrase und wiederholte dieselbe unzählige Male, so findet man auf einem dieser Zettel achtmal die Worte:

„Ihr seid alle Banditen.“

Ein anderes mal zehnmal den Stoßseufzer:

„Wie bin ich euch doch so gut!“

Auch schnitzte er nicht selten mit einem Taschenmesser an den hölzernen Armlehnen seines Sessels. Die größte Zerstreuung aber bildeten die Prisen, und da diese gar so reichlich waren, leerte sich die Dose bald. Es war dann Sache des Kammerherrn, der sich mit zwei oder drei gefüllten versehen hatte, die leere zu ersetzen. Aber damit war Napoleon nicht zufrieden; sobald er sah oder hörte, daß einer der Staatsräte seine Schnupftabaksdose öffnete, machte er einem Lakaien ein Zeichen, der die Dose des

Herrn Rates herbeiholte. Napoleon nahm zwei oder drei Prißen daraus und verschloß sie dann, ohne es gewahr zu werden, in ein Schubfach seines Tisches. Die Tabatière war auf diese Weise für immer verschwunden. Daher hatten die Räte sich mit sogenannten „Sitzungsdoßen“ versehen, welche etwa 15 Sous per Stück kosteten.

In seinem Kabinett ebenso wie im Saal des Staatsrates hat Napoleon seinen Ausspruch: „ich kenne in Bezug auf mich keine Grenzen in der Arbeit“ vollauf bewahrheitet.

Er dachte, seine Mitarbeiter müßten ebenso beschaffen sein wie er. Eines Tages, als er in Gegenwart eines Ministers in seinem Kabinett auf dem Tische des Sekretärs nach Notizen suchte, fand er den Anfang eines Briefes, welchen er mit lauter Stimme vorlas:

„Seit 36 Stunden habe ich mich nicht aus dem Kabinett von . . . entfernen können.“

Es war ein Brief, den der Sekretär an seine Frau geschrieben hatte, welche dicht bei den Tuilerien wohnte. „Sie sehen,“ fügte Napoleon hinzu, „er findet noch Zeit, Liebenswürdigkeiten niederzuschreiben und sich zu beklagen.“

Daru, dessen Arbeitskraft Napoleon einmal in so drastischer Weise illustrierte, indem er ihn einen „boeuf au travail“*) nannte, war bei einer Nachsitzung über seinen Papieren entschlummert, Napoleon schüttelte ihn kräftig, um ihn zu wecken. Der Erwachende erklärte: er habe schon drei Nächte bei der Arbeit zugebracht.

*) Ein Ausdruck, der auf deutsch nicht wiedergegeben ist wegen der hüßlichen Nebenbedeutung, die bei uns das Wort „Ochse“ hat.

Man erzählt, Napoleon habe einmal gesagt:

„Ein Mann, denn ich zum Minister mache, soll nach vier Jahren nicht mehr seine Notdurft verrichten können.“*)

Man hat den Ausspruch als Beweis der Herzlosigkeit Napoleons vielfach wiederholt. In Wirklichkeit widerstanden ja die Minister den Anforderungen ihres Amtes recht gut.

Bei der Justiz gab es von 1802 bis 1813 nur einen Minister, es war der schon gelegentlich erwähnte Regnier. Als Kriegsminister fungierte von 1800 bis 1807 Berthier, ihm folgte bis 1814 Clarke; als Kriegsadministrator oder zweiter Kriegsminister von 1802 bis 1810 Dejean, als Marineminister von 1801 bis 1804 Decrès, als Finanzminister von 1799 bis 1814 Gaudin, als Staatschatzverwalter (*trésor public*) von 1801 bis 1806 Barbé-Marbois, von 1806 bis 1814 Mollien.

Im Departement des Innern und des Auswärtigen ist ein etwas häufiger Wechsel, aber nicht wegen Ueberbürdung mit Arbeit und eingetretener Erschöpfung, sondern weil die leitenden Beamten nicht entsprachen, dabei war wohl kein absoluter Monarch je so für Beibehaltung der Minister wie Napoleon. Wenn er Arbeitsamkeit von ihnen forderte, so scheint doch nirgend diese Forderung mit ihrem Wohlbefinden geschaltet zu haben, die meisten lebten ja lange genug, um die Wiederherstellung der bourbonischen Monarchie und die erste Rache des Volkes zu erleben, die sich in den drei Julitagen kundgab.

*) „ne doit plus pouvoir pisser.“

Von der Arbeit übernimmt Napoleon selber ja den größten Teil; er allein übersieht alles; er allein, in den Retorten seines Gehirns, mischt und kocht die von allen Seiten her herbei geschleppten Substanzen und Materien, er allein ißt und verdauet das, was man von allen Enden der Welt für seinen unersättlichen Appetit herbeibringt; er allein spannt nicht aus, stemmt sich nicht wider die Deichsel, schlägt nicht über die Stränge, sondern zieht gelassen den Karren, auf den er *pêle-mêle* einzelne Stücke von Europa geworfen hat. Und es geht wirklich mit seiner ganzen Kraftaufbietung vorwärts — und in welchem Tempo! Der Weg, den er im vollen Lauf zurücklegt und sich bahnt, gleicht nicht jenen in fieberhafter Eile im äußersten Westen Amerikas angelegten Schienenwegen, die ein erster Gewittersturm hinwegspült — nein, es ist eine breite, mit gewaltigen Quadern gepflasterte Straße, mit ehernen Trottoiren zur Seite, es ist eine Ruhmesstraße, bepflanzt mit Bäumen, in deren Schatten die Nachwelt ruhig wandeln soll.

Zuweilen aber bleibt auch diese Maschine plötzlich stehen. Die Natur verlangt mit gebieterischer Gewalt Ruhe, absolute, vollkommene Ruhe. Das ist im Volksmunde *la flême*: die Unmöglichkeit, die absolute Unfähigkeit, zu arbeiten, oder sich zu zerstreuen. Das überangestrengte Hirn will Ruhe, es ist momentan erschöpft und die Ausscheidung der Gedanken hat aufgehört.

In diesen Stunden der Abspannung verläßt Napoleon keineswegs sein Kabinett, er geht und kommt taumelnden

Schrittes, streckt sich auf die Causeuse nieder, schlummert oder versucht zu schlummern, setzt sich auf das Bureau seines Sekretärs oder auf eine Armlehne seines Fauteuils, wiegt sich hin und her, spricht in abgebrochenen Sätzen von seinen Plänen, seinem Befinden, seinen Wünschen, spricht von der Vergangenheit. Kneift wohl auch dem Sekretär in die Ohren, klopft ihm leise auf die Schulter oder die Wange, und langweilt sich, daß derselbe zu arbeiten fortfährt. Auch durchblättert er wohl einzelne Bände der Bibliothek, bildet sich en passant ein Urtheil über dieses und jenes Werk; vor den Bänden, die mit „Corneille“ oder „Voltaire“ bezeichnet sind, bleibt er stehen, greift einen heraus und beginnt zu deklamieren, namentlich aus „la Mort de César“ — oder singt wohl auch, und zwar sehr laut und sehr falsch, Partien aus alten Opern, wie z. B. aus dem „Devin de village“ oder sentimentale Strophen aus dem „Almanach des Muses“; haben die Gedanken eine tragische Färbung, so ist es eine Hymne aus der Revolutionszeit, der „Chant du départ“ zum Beispiel, die Melodie aber trifft er nie, die Worte wiederholt er wohl Viertelstunden lang. Ein Lied ist es, das er besonders liebt, von dem er aber nur eine einzige Zeile kennt „Oui, c'en est fait, je me marie . . .“ (Ja, so sei es denn, ich verheirate mich) oder eine Hymne, welche mit den Worten anhebt: „Marat du peuple le vengeur“ (Marat, des Volkes Rächer) die Fortsetzung ist ihm entweder entfallen oder er kennt überhaupt keine.

Manchmal, in diesen Stunden und Tagen der Ab-

spannung, amüsiert er sich damit, auf die von Meneval zurecht gemachten Couverts Siegelabdrücke zu machen; aber das wäre ihm einmal beinah schlecht bekommen. Es war 1809, er hatte sich im Couvert geirrt und einen Brief an den Kaiser von Oesterreich in ein Couvert, in welches ein Brief an den Zaren Alexander gehörte, gesteckt, glücklicherweise wurde der bereits davongeeilte Bote noch erreicht und der Schaden wieder gut gemacht — seitdem hörte die Spielerei auf.

Vielleicht imponierte ihm auch der bessere Siegellack, den sein Schwiegervater fabrizierte: Franz II. behauptete ja, er mache mit demselben die schönsten Siegel der Welt. Als man ihm die Ratifikation des Lunéville's Friedens, der ihm doch so teuer zu stehen kam, vorlegte, fand er nichts tadelnswert als den schlechten Siegellack, dessen man sich in Frankreich bedient hatte, und rühmte dagegen nicht ohne Stolz sein Fabrikat.

Zuweilen, um sich von der Arbeit zu erholen, ging Napoleon auch auf die Jagd, es kam ihm dabei mehr auf Bewegung an, als auf das Töten des Wildes; in physischer Ermüdung suchte er eine Entlastung seines Gehirns. Zuweilen, im Winter 1813 geschah es häufiger, ging er auch in Begleitung des Oberhofmarschalls und gefolgt von einem Adjutanten aus, um ein im Bau begriffenes Monument in Augenschein zu nehmen oder um Paris zu durchstreifen.

Diese Promenaden hatten ebenso wie die häufige Abhaltung von Jagden beim Beginn von Feldzügen viel-

leicht den Zweck, ihn wieder an das Leben im Freien zu gewöhnen oder — sollten darin Widerlegungen von Nachrichten der englischen Blätter zu suchen sein, denen zufolge Napoleon totkrank und nicht mehr imstande sein sollte, zu Pferde zu steigen?

Tagden, Promenaden, Ausflüge gehörten jedenfalls während des Aufenthaltes in den Tuileries zu den seltenen Vorkommnissen im Tageslauf. Wenn er manchmal nach Malmaison fuhr, um dort zu schlafen, oder nach Saint Cloud, so geschah es erst nach vollbrachter Arbeit, um des Morgens beim Aufstehen frische Luft zu haben, und sich bei der Lektüre der Depeschen unter ein Zelt zu setzen, welches man auf der kleinen Brücke aufzustellen pflegte, welche seine Gemächer mit dem Park in Verbindung setzte.

Er liebte ja von jeher die Arbeit unter freiem Himmel, und wenn er sich in den Tuileries so sehr mißfiel, was er oft beteuerte, so hat dies auch darin seinen Grund, daß er dort kein noch so kleines Gärtchen hatte, um zwischen zwei Diktaten darin auf und ab gehen zu können.

Er ist der Freund der frischen Luft geblieben, der er damals war, als er an Matteo Buttafuoco schrieb und seinen Brief datierte „aus meinem Kabinett zu Milelli.“ Es war dies eine Felsengrotte, von der aus man den Blick über den Golf von Ajaccio, die unendliche Bläue des Meeres, welche Träumereien so günstig ist, genoß.

VIII. Das Mittagsmahl.



VIII. Das Mittagsmahl.

Die Besuche Napoleons bei Josephine. — Marie Louise. — Der König von Rom. — Toilette der Kaiserin. — Verspätungen des Mittagsmahles. — Wo dasselbe aufgetragen wurde. — Das Arrangement der Tafel. — Die Menüs. — Die kaiserliche Mahlzeit ist weniger reichlich als die der zeitgenössischen Fürsten. — Fünfundzwanzig Hühner. — Josephine und die gute Kost. — Arbeit während des Speisens.

ft hatte es längst sechs geschlagen und noch hatte Napoleon seine Gemahlin nicht einmal für einen Augenblick gesehen, so sehr hatte ihn die Arbeit in Anspruch genommen.

Zuweilen, wie wir schon erzählten, wenn Zeit und Laune es zuließen, ging er wohl die kleine dunkle Treppe, die in die Gemächer der Kaiserin führte, hinab; kam er grade zur Zeit der Toilette, so machte es ihm Spaß, die Gegenstände in den Schmuckkästchen in Unordnung zu bringen oder mit den *femmes rouges*, so hießen die Kammerfrauen der Kaiserin, allerhand Scherze zu treiben; erschien er zur Zeit des Frühstückes und fand er Josephine

im Kreise eingeladenener Damen, so stellte er allerhand Fragen und quälte die Gefragten um Antworten; oft war er voller Liebenswürdigkeit, zuweilen aber fehlte es sehr daran: ebenso plötzlich, wie er gekommen war, verschwand er dann wieder.

Mit Marie Louise nahm er bis zur Geburt des Königs von Rom das Frühstück gemeinschaftlich ein, er hatte sich dazu eine bestimmte Stunde aufgezwungen; aber sobald es anging, kehrte er zu seiner alten Gewohnheit zurück — was der Kaiserin nicht unangenehm war, da sie nun beliebig lange beim Frühstück sitzen konnte.

Bei Marie Louise den Tag über mehrere Mal vorzusprechen, hielt er sich für verpflichtet, obwohl er in ihrer Gesellschaft bei weitem nicht die Anregung fand wie in der Josephines: es fehlte in Bezug auf seine zweite Gemahlin die beiden gemeinsame Vergangenheit mit ihren Erinnerungen; auch hatte Marie Louise nicht jene tiefe Kenntniß von Menschen und Dingen, welche Josephine besaß, keine Spur der graziösen Geschicklichkeit, mit welcher diese ihre Besucher aushorchte und sich über die geringfügigsten Vorgänge in der Gesellschaft unterrichtete, sich Anekdoten und Skandalosa erzählen ließ, um sie an ihren Gemahl weiter zu geben: Marie Louise wußte in den Tuilerien wie in Schönbrunn von der Außenwelt so zu sagen nichts.

Nachdem der Kaiser seine Gemahlin — obwohl eine frühere Erzherzogin — ohne Rücksicht gehörig umarmt und sie „meine gute Louise“ genannt, nachdem er ihre

Stickereien, ihre Malereien angesehen, sich sogar auf dem Klavier etwas hatte vorspielen lassen, ließ er sich gewöhnlich in einen Lehnstuhl fallen, in welchem er alsbald ein wenig einschlummerte. Wenn er dann plötzlich wieder wach wurde, umarmte er abermals „seine gute Louise“ und verschwand.

Was er Josephine nie gestattet hatte, bewilligte er Marie Louise: sie durfte zuweilen in seinem Kabinett erscheinen, aber er verstand es, ihr begreiflich zu machen, daß der Besuch nur kurz sein dürfe.

Nur der König von Rom machte eine Ausnahme. Napoleon nahm den Kleinen gern auf den Schoß, wenn er Schriftstücke unterzeichnete, trug ihn, während er diktierte, auf den Armen, ließ ihn sogar über seine Papiere, ließ ihn mit den Karten spielen, mit den Manöverfiguren, die er hatte anfertigen lassen, und die dem Kinde als ein Spielzeug erschienen, herum wirtschaften — aber er hatte nur wenig Zeit übrig, für das Glück Vater zu sein!

Einige Monate im Winter von 1813, einige Wochen im Jahre 1814 mußten für die nähere Bekanntschaft mit dem kleinen König von Rom genügen.

Napoleon liebte es nicht, gestattete es durchaus nicht, daß ihn während der Stunden der Arbeit jemand störe. Will er von der Zuneigung, welche er für jemanden empfindet, einen allerdeutlichsten Beweis geben, so ist er jedoch imstande, sogar eine Sitzung des Staatsrates zu verlassen.

„Wenn, während ich der Beratung beizuhne,“ sagte er einst zu Roederer, „Hortenje mich zu sprechen wünschte,

so würde ich sofort hinausgehen, um sie zu empfangen. Würde dagegen Madame Murat nach mir verlangen, so würde ich die Sitzung nicht verlassen."

Man halte ihn deshalb nicht beim Worte, er würde sich weder um der einen, noch um der andern willen haben stören lassen; aber die Annahme dient ihm dazu, die Skala seiner innern Empfindungen zu kennzeichnen.

Wenn man die nie ruhende Aufregung, die der Besitz einer fast schrankenlosen Macht notwendig in ihm hervorrief, wenn man das ungeheure Arbeitsfeld in's Auge faßt, welches er täglich zu beackern hat, so wird einem klar, daß für die Gefühlstätigkeit weder viel Zeit noch Raum vorhanden war; nicht einmal physische Bedürfnisse konnten Befriedigung finden, ja man steht vor der Frage, ob er deren überhaupt, und zwar solche von gebieterischer Art, hatte. Jedenfalls gab es keine bestimmte Stunde, um ihnen zu genügen, so war auch sein Magen von seinen Befehlen abhängig, er aß wenn es gerade paßte und dachte dabei an die unterbrochene Arbeit, die er sogleich wieder aufnehmen wollte.

Sechs Uhr war die für das Mittagsmahl vorgeschriebene Stunde und noch ehe die Uhr geschlagen hatte, war Josephine in ihren Gemächern mit einer an Tugend grenzenden Pünktlichkeit bereit, dem Rufe zu Tische zu folgen. Ihre Toilette, eine Lieblingsbeschäftigung, hatte ihr viel Zeit gekostet, die dritte im Laufe des Tages war eben beendet: es war die vollkommenste. Mit Blumen in den Haaren oder Geschmeide hatte Duplan, der Unvergleichliche,

der Unnachahmliche, der allein, wie sie meinte, für den Ausdruck ihre Züge Verständniß befaß, sie geschmückt. Für gewöhnlich erschien sie tief defolletiert in einer Robe von Sammt, Seide oder gesticktem Tüll. Sie hatte ja eine reiche Auswahl, waren doch in ihrer Garderobe, ohne die Staatsgewänder zu zählen, Jahr aus Jahr ein mehr als 600 Gewänder; 100 bis 140 neue waren stets in Arbeit. Es war für sie, um sich zu putzen, nicht nötig, daß Hofgesellschaften oder Galavorstellungen im Theater angekündigt waren, wie seit 1806 alle zwei Tage — Josephine liebte es sich zu schmücken, wie wohl alle Frauen, die wirklich Frauen und dabei hübsch sind, und es genügte ihr als Deffentlichkeit der Kaiser — vielleicht auch schon ihr Spiegel.

Napoleon war mit der Zeit in Bezug auf Damentoiletten sehr eigen geworden, Josephine hatte ihn durch die raffinierte Eleganz ihrer Kostüme verwöhnt; es hatte sich mit den Jahren bei ihm ein eigener Geschmack entwickelt; hatte er für gewisse Farben eine Vorliebe, so wollte er in Bezug auf Stoffe nur Sammt oder Seide an seinem Hofe sehen. Dunkle Farben, namentlich schwarz, konnte er nicht leiden, eigentlich nichts, was nicht frisch, neu und hell war. Mit seinem großen Ordnungssinn eng verbunden tritt der Geschmack für wohlgeschnittene, der Figur passende Kleider auf; lebhafte Farbennüancen, die den Salon dekorieren und ihm einen Ausdruck von Reichtum geben, sind ihm willkommen. So hat sich auch sein Auge an die Schminke gewöhnt, deren Josephine in den letzten Jahren

ihrer Herrschaft wohl zu viel verwendete; sie hatte zu einer frassen Mischung von rot und weiß gegriffen, wie sie nur bei Damen der Bühnen durch das Lampenlicht geboten erscheint. Von weitem, wenn sie mit großem Gefolge vorüberzog, war jedoch ihr Erfolg ein stets gesicherter — war der Schein einer ewigen Jugend gewahrt, die ja in den schönen Formen ihrer Gestalt, der graziösen Schmiegsamkeit der Taille, dem elastischen Schritt der Zierlichkeit der Füße, die in hackenlosen Schuhen steckten, einen so beredten Ausdruck fand, daß man dem galanten Almanach impériale verzeihen kann, wenn er ihr irdisches Dasein um 6 Jahre verkürzte.

Josephine saß wartend in ihren Gemächern: sehr häufig schlug es sieben Uhr, ohne daß man gekommen wäre, sie zu rufen; es wurde zuweilen acht — ja manchmal: elf Uhr!

Der Kaiser hatte vergessen, daß er noch nicht zu Mittag gespeist, und niemand gewagt ihn daran zu erinnern. Später, zu Marie Louise's Zeiten, wurde das anders, sie ließ sich auf ein Warten nicht ein, auch wenn sie am Nachmittag ein reichliches „Gouté“ zu sich genommen hatte; sie war dafür, daß man mit dem Schlage sechs zu Tisch gehen müsse. Ihr zu Liebe unterwarf sich denn auch Napoleon dem Zwange der Stunde — nun war es gar Marie Louise, die ihn warten ließ.

Es gab keinen Raum unter dem Namen „Speisesaal“ in den Tuileries; der Kaiser, der seit 1806, mit Ausnahme der Sonntage, stets mit der Kaiserin allein dinierte, bestimmte gewöhnlich den Salon, in welchem die Tafel

gedeckt werden sollte, sei es, das derselbe zu seinen oder den Gemächern der Kaiserin zählte. Auch bestimmte er die Personen, welche bei Tafel aufwarten sollten. Die betreffenden Befehle wurden bis zu Beginn des Kaiserreiches durch die Mamelucken befördert. Als der kaiserliche Haushalt organisiert wurde, bekamen die Pagen ausschließlich den Tafeldienst; die Schüsseln, die sie aus der Hand des Oberküchenmeisters in Empfang nahmen, hatten sie den Majeestäten darzureichen. Der Oberküchenmeister des Kaisers tranchierte, wenn in den Gemächern Napoleons, der Oberküchenmeister der Kaiserin, wenn in den Gemächern Marie Louise's gespeist wurde. Fand das Diner in den Räumen des Kaisers statt, so diente gewöhnlich ein Salon in den Prunkgemächern als Speisezimmer.

Alles, was zum Couvert gehörte, brachten die Lafaien herbei. Die Tafeldecker breiteten das Tischtuch aus und legten noch eine besondere Serviette an die Stelle, auf der die Couverts stehen sollten, so daß diese mit einem Zipfel des herabhängenden Tuches völlig überdeckt werden konnten.

Das Diner bestand, wir sprechen vom Jahre 1810, aus: Suppe, Rindfleisch, einer Anzahl Relevés, vier Entrées, zwei Braten, zwei Zwischengerichten, zwei Salatarten und nicht weniger als 18 Assietten mit verschiedenem Dessert. Gerechnet wurde stets auf sechs Personen, daher auch sechs Flaschen Chambertin zur Hand waren; eine halbe Flasche Weinklor und eine halbe Flasche reiner Likör vervollständigten das Tischgetränk. Die Schüsselanzahl blieb stets ungefähr dieselbe. Man fügte nur für Marie Louise,

welche eine Freundin von Leckereien war, noch einige Extras in Gestalt von Torten und Zuckerwerk hinzu; nur am Karfreitage wurden an der kaiserlichen Tafel Fastenspeisen aufgetragen.

Die Menüs, welche unter Oberaufsicht des Palastpräfecten der Oberküchenmeister redigierte, waren von keinerlei hochkünstlerischer Bedeutung. Auf einem der auf uns gekommenen begegnen wir Verstößen, wie sie Cussy sicher nicht gemacht hätte, aber Cussy wurde erst 1812 Palastpräfect: er war wohl einer der größten Feinschmecker seiner Zeit. Saint Didier, der außerdem von seinem Schwiegervater Mathieu Dumas sehr in Anspruch genommen wurde, verstand wenig von seiner Küche, Herr von Lucay, der erste Palastpräfect, der ernannt wurde, war stets leidend, Bauffet, obwohl er sich viel einbildete, war mit seinem unglaublichen Leibesumfange nur ein „starker“ Esser. Das erwähnte Menu führt zwei Suppen, die einander zu ähnlich sind, auf, nämlich eine Kastanienpurree- und eine Makkaronisuppe; nach ihr garniertes Ochsenschwanzstück und Hecht à la Chambord nach den vier Vorspeisen: das heißt Rebhühnern à la Monglas, Ente auf Wildpretart, Hühnerfricassée à la Chevalière, Hammelfoteletten à la Soubise, kommen als Braten Kapaun und Lammviertel. Letzteres als Braten hingehen zu lassen, ist doch kaum möglich! Die vier Zwischengerichte: Drangengelée, Cafécreme à la française, Genoise und deutsche Waffeln haben auch nichts verführerisches. Die Gemüse sind einfachster Art: Blumentohl au gratin, Sellerie, Rüben in Fleischsauce.



Die Hofgesellschaft. (Siehe Seite 261.)

In Frankreich, es sind keine hundert, keine vierzig Jahre her, kamen auf den Tisch einfacher Bürgerleute wenigstens ebensoviel Gerichte. Vier Vorspeisen, zwei Braten, vier Zwischengerichte waren die Regel überall. Auf den Diners bei Cambacérès wurden 16 Vorspeisen und 16 Zwischengerichte serviert. Es gab bei dem ersten Diner Ludwig XVIII. in Compiègne 4 Suppen, viererlei Geflügel, achterlei Braten, 32 Vorspeisen und verschiedene Zwischengerichte: Alles wurde auf die Tafel gestellt. Im Juni 1810 wurden in Ellich beim Fürsten Kurakin die ersten russischen Diners serviert: man sah auf dem Tisch nur Dessert und Blumen; ganz Paris sprach von diesen diners à la russe, und hier und da begann die Nachahmung.

Auch an der kaiserlichen Tafel wurde alles auf einmal aufgetragen: Die Relevés, die Vor-, die Zwischen Speisen, die Braten. Die Schüsseln wurden erst für das Dessert wieder entfernt. Wie oft nahm nicht der Kaiser von der Schüssel, welche gerade vor ihm stand, etwas, gleichviel ob es Crème oder Gelée war, gleichviel ob es in der richtigen Reihenfolge geschah.

Man kann sich denken, wie nachtheilig die fortwährenden Verspätungen des Diners auf den Geschmack der in heißem Wasser warmgehaltenen Speisen einwirkten; mit Ausnahme des Bratens war oft alles mehr oder weniger verdorben: Frische Hühner wurden von viertel zu viertel Stunde auf den Spieß gesteckt, damit wenigstens ein eßbares vorhanden war, wenn die Majestäten sich an die Tafel setzten — an

jenem Tage, an welchem statt um 6 um 11 Uhr Abends in den Tuileries zu Mittag gespeist wurde, wurden nicht weniger als 23 Hühner auf den Spieß gesteckt.

Niemals beschwerte sich der Kaiser über schlecht zubereitete Speisen; er achtete nicht darauf — auch Josephine nicht; sie war keine Feinschmeckerin, machte sich nicht einmal viel aus dem Essen. In dieser Beziehung paßte sie in der That vortrefflich zu Napoleon, auch war sie mit den fünfzehn Minuten, welche er bei Tische zuzubringen pflegte, durchaus einverstanden.

Noch kürzer war die Tischzeit zu Anfang des Consulats, aber es erhoben sich Vorstellungen dagegen und man theilte Bonaparte die Epigramme des Grafen Philipp Coblenz mit; so tat er sich dann Gewalt an und gab noch einige Minuten zu. Als man ihm einst Bemerkungen darüber machte, daß er jetzt weniger Eile als sonst habe, rief er:

„Da sieht man schon die Korruption der Staatsgewalt!“

Um nicht allzulangen Diners ausgesetzt zu sein, und um zugleich der monarchischen Etikette zu entsprechen, hörte er mit dem Jahre 1804 ganz auf, irgend Jemand, wer es auch sei, zur Tafel einzuladen, wenn er in den Tuileries war. Während der Villegiaturen und des Aufenthaltes im Elisee, der auch als Villegiatur angesehen wurde, ließ er in etwas die Zügel schießen, aber die Tischgenossen durften darum nicht glauben, ihnen stünde eine große Schmauserei bevor.

Napoleon konnte eine große Zahl von Gerichten und das langsame Tempo im Servieren, wie es bei großen Feierlichkeiten üblich ist, absolut nicht vertragen. Gleichviel wo er sich befand, er bestellte, wenn ihm zu lange getafelt wurde, Eis und stand gleich hinterher auf. Er liebte das Eis bei Tische, ließ es aber für gewöhnlich nicht servieren, dafür nahm er aber des Nachts häufig Gefrorenes, es erfrischte ihn, wenn er abgespannt war — auch trank er gern recht kaltes Wasser.

Selbst während des Mittagmahles dauerte manchmal die Arbeit noch fort, es war die Zeit, zu welcher er gern den Bibliothekar empfing, welcher ihm Bericht über die im Buchhandel neu erschienenen Sachen machte. Häufig ließ er sich auch Uebersetzungen aus Zeitungen, oder von Pamphleten vorlesen; er ließ auch wohl den Oberhofmarschall rufen, um ihm Befehle zu erteilen; Kuriere, welche Depeschen brachten, wurden zu jeder Zeit augenblicklich vorgelassen.

Diese Mahlzeiten, so kurz sie waren, unterbrachen, wie man sieht, die Arbeit kaum: die Vergnügungen des Abends störten den Kaiser weiter nicht.

IX. Der Abend.



IX. Der Abend.

Der Kaffee. — Audienzen des Jahres XII. — Die Besuche. — Der Dienst. — Das Diner der Beamten des kaiserlichen Hauses. — Fünf Tische. — Die Cercles. — Triptrak. — Napoleon im Cercle. — Die Bälle. — Der Marineball vom 23. Februar 1806. — Der „Großvater“. — Man geht zu Bett. — Der Schlaf des Kaisers. — Plötzliches Erwachen. — Die Arbeit. — Das Mitternachtsmahl. — Eine achtzehnjährige Arbeit.

Kaum hatte Napoleon den letzten Bissen verschluckt, so trat er zugleich mit der Kaiserin, geführt vom Palastpräfekten, wieder in seinen Salon. Ein Page brachte eine Tasse, welche der Präfekt mit Kaffee füllte, die Kaiserin nahm die Tasse in Empfang, tat Zucker hinein und überreichte sie dem Kaiser, der sonst vergessen haben könnte, seinen Kaffee zu zuckern. (Siehe Bild S. 225.)

Zu Anfang des Kaiserreiches gab er gern zu dieser Zeit oder bei dieser Gelegenheit Audienzen. Die Groß-Offiziere oder obersten Staatsbeamten erschienen, sprachen über ihre Ressortangelegenheiten und schlossen sich dem Kaiser an, wenn derselbe in die Gallerie hinaustrat, um

an die, die sich dort eingefunden hatten, einige Worte zu richten.

Dieser Gebrauch verlor sich allmählich wieder und nach Musterlich wurde er ganz aufgegeben. Meist kehrte der Kaiser von da an ohne Aufenthalt in sein Kabinett, d. h. zur Arbeit zurück und es begann alsbald jenes Auf- und Niederschreiten, welches die Tätigkeit seines Gehirns so sehr zu fördern schien, und stets das Präludium zu den Diktaten war.

War das Mittagsmahl in den Gemächern des Kaisers eingenommen und im *petit appartement* keine Gesellschaft, so verfügte sich die Kaiserin zurück in ihre Gemächer, einige Minuten später folgte ihr wohl auch der Kaiser und verlangte plötzlich den Eintritt des Palastdienstes (*le service*), worunter man alle diejenigen Personen verstand, welche bei Hofe Ehrendienste versahen.

Die beim Kaiser oder der Kaiserin diensttuenden Adjutanten, Kammerherren, Stallmeister, Jagdbeamten, die Palastdamen, alle diejenigen, welche stets im Palais anwesend sein mußten, um zu jeder Tageszeit dem Souverän als Gefolge zu dienen, falls er die inneren Gemächer verlassen wollte, oder um die zu Audienzen zugelassenen Personen einzuführen, speisten gemeinschaftlich an der Tafel des Oberhofmarschalls. Mehr und mehr hatte ja der Kaiser sich in die inneren Gemächer abzusondern und die Schranken der Etikette zu erhöhen begonnen, um die kaiserliche Person von der Außenwelt zu trennen, sodaß er

zuletzt mit Ausnahme der Sonntage nur noch in Gesellschaft der Kaiserin sein Mittagsmahl einnahm.

Dem Oberhofmarschall lag es ob, die nötigen offiziellen Diners zu geben, die Gesandten, die oberen Staats- und Hofbeamten, die Fürsten des Rheinbundes 2c. zu empfangen.

Seine Wohnräume im Pavillon „des enfants de France“ waren dementsprechend von fürstlicher Pracht und überaus luxuriös; der Graf von Artois, der sie 1814 bezog, meinte:

„Wie? Ein Hofbeamter Buonaparte's hat diese Räume bewohnt? Dies ist ja unglaublich! In Versailles habe ich hundertmal sagen hören, daß mit den Tuileries nichts los sei, daß die Räume dachkammerartig wären!“

Im Verhältnis zur Pracht dieser Gemächer standen die darin gegebenen Diners zu 15 bis 30 Gedecken.

Für die Hofbeamten hatte der Oberhofmarschall vier verschiedene Tafeln (fünf, als die „Gouvernante der Kinder Frankreichs“ ernannt war) zu halten. Am Tische der Ehrendame, an welchem Mademoiselle de la Rochefoucauld präsidieren sollte, aber nur selten präsiidierte, hatten die Personen vom Hofstaat der Kaiserin ihre Plätze; die Palastdamen aber, die von 5 Uhr an frei waren, fehlten sehr oft, da sie lieber nach Hause eilten, um einer flüchtigen Ruhe zu genießen; Punkt 7 Uhr mußten sie bereits wieder, und zwar in großer Toilette, im Palais sein.

Die Hofbeamten, welche zum Dienst des Kaisers zählten, speisten an der sogenannten „Tafel der Hausbeamten“, an der der Palastpräfekt zu präsidieren pflegte.

Die beiden angeführten Tafeln waren jede zu fünfzehn gedecken; es wurden aufgetragen: zwei Suppen, Rindfleisch, zwei Eingangschüsseln, sechs Vorspeisen, zwei Braten, sechs Zwischenspeisen, vier Nebengerichte und ein Dessert von sechzehn Assietten.

Dann folgte der Tisch der „Offiziere der Wache“; an ihm speisten die Ordonnanzoffiziere, die im Palais du jour hatten, die Pagen und die Furiere.

Dann kam der „Tisch der Sekretäre Sr. Majestät“ mit vier Couverts; zu demselben ward niemand zugelassen, der nicht zum „Kabinett“ gehörte. Die Sekretäre führten ja ein von der Außenwelt fast gänzlich abgesperrtes Leben; obwohl ihnen das Recht zustand, zeigten sie sich doch nie in den Hoffalons. —

Von 1806 an, während der wenigen Winter, die der Kaiser in den Tuileries zubrachte, war einen Tag um den andern Gesellschaft bei Hofe.

Zu denselben mit dauernden Einladungen versehen waren: die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, die obersten Kronbeamten, die General-Obersten der Garde, die Adjutanten des Kaisers, der Palastpräfect, die Kammerherren, die Stallmeister, die dame d'honneur (Ehrendame), die dame d'atours (erste Kammerdame), sowie die Palastdamen u. Besonders aber und für bestimmte Tage eingeladen wurden: ein Großwürdenträger, zwei oder drei Minister, einige Senatoren und Staatsräthe, acht bis zehn Generale oder Obersten, zusammen ungefähr 30 bis 40 Herren, und etwa 20 bis 30 Damen,

darunter Frauen der Kammerherren, der Adjutanten oder Oberhofbeamten. Zuweilen, aber nur sehr selten, erhielten auch die Frauen der Generale, noch seltener fremde Damen, Einladungen.

War nur Gesellschaft, kein Theater und hielt sich der Kaiser in den Gemächern des Erdgeschosses — den Gemächern der Kaiserin — auf, so ging es beinah ebenso zu, wie an jedem anderen Tage. Josephine, nachdem sie in ihrer liebenswürdigen Weise hier- und dorthin Artigkeiten gesagt hatte, setzte sich zum Trif-Trak nieder, das sie meisterhaft spielte und berief als Partner irgend einen hohen Staatsbeamten oder einen Kammerherrn. Früher war bei ihr das Whistspiel Mode, besonders bei großen Gesellschaften, aber es amüsierte sie nicht so. Um Geld wurde in den Tuilerien nie gespielt; zum Markieren dienten kleine Täfelchen, welche Denon erfunden und Gayrard graviert hatte, sie stellten Glück und Unglück in verschiedenen Gruppen dar. Zuweilen setzte sich auch der Kaiser an einen der Spieltische, ließ, mehr um mit ihnen zu plaudern, als zu spielen, eine oder die andere seiner Schwestern oder auch eine Palastdame herbeirufen. In einem zweiten Saal pflegte Lotto gespielt zu werden. Die Konversation war nicht lebhaft. Die Herren standen umher, gaben sich alle Mühe, auszufragen, als ob sie sich auf's Beste unterhielten und wechselten sotto voce einige Gemeinplätze. (Siehe Bild S. 249.)

Oft trat Napoleon, ohne an einem Spieltisch Platz zu nehmen, zu den ebenfalls stehenden Damen; sprach

einen Augenblick mit denen, die er am besten kannte, sagte ihnen seine Meinung über ihre Toiletten oder amüsierte sich damit, daß er ihnen allerhand Fragen stellte. Allein diese Art von Intimität bei den Hofgesellschaften hörte auf, sowie er Kaiser geworden war: die Charaden-aufführungen in Malmaison hörten auf: mit den Geistergeschichten, welche einer nach dem andern zu erzählen hatte, war es zu Ende: keine Musiker mehr, die melancholische Weisen aufspielten und im Halbdunkel verschleierte Kerzenlichtes saßen — vorbei auch mit dem Vingt-et-un, bei dem der erste Konsul, wenn er die Bank hielt, gern die anderen „beschummelte“, über seine Kniffe lachte und die Verlierenden foppte. Zu Ende war es mit den derben Lustbarkeiten, an denen die Kampfgenossen teilnahmen, und bei denen an Stelle des Hoptones die Gradheit wahrer Freundschaft ihren Ausdruck fand: zu Ende vor allem waren auch die Plaudereien mit jenen Frauen, welche Bonaparte von Kindesbeinen auf kannte und mit denen er gern Kurzweil trieb.

Jetzt war er Kaiser! Jetzt hatte er einen Hof und an dem seinigen, mehr noch als an irgend einem andern, herrschte die Langeweile.

Auch zog der Kaiser sich gern, wenn sein Bleiben nicht durchaus geboten schien und er niemanden fand, mit dem er sich angenehm unterhalten konnte, bald wieder in seine Gemächer zurück, um weiter zu arbeiten. Zuweilen fuhr er wohl auch mit der Kaiserin in's Theater, aber auch dies fiel fort, seit man in den Tuileries selbst ein Theater

errichtet hatte. Durch Konzerte im Marſchallſaale oder in den Gemächern der Kaiſerin ſuchte man der Eintönigkeit des Hoflebens zu begegnen, und ihnen wohnte der Kaiſer gern bei, denn er liebte Muſik, namentlich die Vokalmuſik.

Zuweilen verfügte ſich auch Napoleon abends auf einen Ball, den eine ſeiner Schwestern oder ein Miniſter gaben, bei Maſkeraden pflegte er nie zu fehlen, doch kam es oft vor, daß er ſein Erſcheinen zugeſagt hatte, aber der Arbeit zu Liebe ſchließlich in ſeinen Gemächern verblieb.

Es war ein ſehr glänzender Ball, welchen am 23. Februar 1806 der Marineminister gab; die ſechs Salons ſeines ſtattlichen Palais waren dichtgefüllt mit allem, was die Kaiſerzeit nur an Ruhm und Glanz aufweiſen konnte, die Liſte der Einzuladenden hatte dem Kaiſer vorgelegen, unmöglich hätte ein Mißton die Feſtesfreude ſtören können.

Um acht Uhr hatte der Kaiſer den Finanzminiſter zu einer wichtigen Beſprechung zu ſich befohlen. Man war gerade vertieft in die ſchwierigſten Rechenexempel, da ließ ſich das Kräzen eines Einlaßbegehrenden vernehmen — es war mittlerweile Mitternacht geworden.

Ein Page der Kaiſerin hatte ſich eingefunden, welcher im Auftrage derſelben zu beſtellen hatte: der Ball wäre reizend und der Kaiſer mit Ungeduld erwartet.

„Gleich, gleich,“ ruft Napoleon mit ſehr lauter

Stimme. „Sage der Kaiserin, ich hätte mit dem Finanzminister zu tun. Wir kämen gleich.“

Eine Stunde später eine zweite Botschaft und wieder dieselbe Antwort — die Arbeit geht weiter.

„Wie spät ist es?“ ruft der Kaiser, der die Pendule schlagen hört.

„Drei Uhr, Sire.“

„Was, tausend, so spät! Jetzt können wir unmöglich noch auf den Ball gehen. Was meinen Sie?“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Sire.“

„Nun, also! Da gehen wir zu Bett.“

Als der Minister sich empfiehlt, sagt er lachend:

„Und da behaupten die Leute, wir amüsierten uns Tag und Nacht, wir äßen, wie die Türken sagen, nichts wie Konfitüren. Gute Nacht, Herr Minister.“

Nichts hat den Vortritt vor der Arbeit, davon geben zahlreiche Anekdoten Zeugnis — amüsiert sich der Kaiser einmal, so läßt er sich auch dabei gern gehn. Bis zum Jahre 1807 hat er in vertrauten Kreisen auch gern getanzt, aber nur Contretänze; 1810, zur Zeit der zweiten Heirat, wollte er das Walzen lernen, allein es wurde nichts daraus; es war seinem Tanzlehrer in Valence, Herrn Dantel, schon nicht gelungen, einen flotten Tänzer aus ihm zu machen, spätere Jahre riefen keine Talente wach.

Für eine Tour, die gewöhnlich den Schluß der Ballfeste bildet, den sogenannten „Großvater-Tanz“, hatte er eine große Vorliebe. Es war der Tanz, welchen man heut Kotillon nennen würde, er begann mit einer Prome-

nade, die das führende Paar so lange ausdehnen konnte, wie es wollte, indem es zugleich den Mittanzenden irgend etwas vormachte, was dieselben nachzumachen hatten. Setzte sich zum Beispiel die führende Tänzerin auf einen Fauteuil, so taten die übrigen Damen desgleichen, kniete der führende Tänzer vor seiner Dame nieder, so taten dasselbe die übrigen, machte jener mit den Armen eine Bewegung, als habe er darin ein schlummerndes Baby, so ahmten die andern ihm alsbald nach. Mit solchen Improvisationen wurden die einfachen Touren belebt.

„Zum Großvater-Tanz komme ich,“ sagte Napoleon oft, der sich übrigens im Reiche Terpsichores wohl keinen Orden erworben hätte, er machte als Tänzer keine vortheilhafte Figur.

Ging er in ein Theater, so hörte er höchstens einen Akt mit an.

Zehn Uhr war die offizielle Stunde, zu der man zur Ruhe gehen sollte; es fand zuvor noch ein kurzer Empfang, der jedoch weder zahlreich noch von Bedeutung war, statt. Der Kammerherr überreichte ihm beim „Coucher“ wie beim „Lever“ die Liste der im ersten Salon versammelten Personen. Der Kaiser sprach beim Coucher nur wenig, gab meist nur den diensthabenden Hofleuten, die stets vollzählig zu erscheinen hatten, Befehle und verschwand wieder in das Innere seiner Gemächer, indem er vielleicht irgend einen Adjutanten mitnahm, um sich mit ihm in freiem, launigem Gespräche zu ergehen,

während er sich unter Beihilfe seiner Kammerdiener entkleidete.

Wenn er zu Bett lag, ließ er zuweilen noch Josephine zu sich bitten, um ihr eine Vorlesung zu halten oder er plauderte noch weiter mit irgend einem Vertrauten, wobei er zuweilen einschlief.

Man kennt den hübschen Vorfall mit Talleyrand, der einmal eine ganze Nacht auf einem Kanapee zubrachte, weil der Kaiser mitten in der Unterhaltung eingeschlafen war und er nicht fort konnte. Es kam übrigens nur selten vor, daß Napoleon mehr als drei Stunden hintereinander schlief.

„Nach Mitternacht,“ pflegte er zu sagen, „wenn ich infolge plötzlich eingetretener Umstände aufgeweckt werde, wird mir niemand an den Augen ansehen oder sonst anmerken können, daß ich geschlafen habe, meine Diktate werden dieselbe Frische haben wie zu irgend einer Stunde des Tages, ich habe keine Nachwehen vom Schlaf auch nur für einen Moment.“

Eines Abends hatte er d'Hauterive sagen lassen, er möge sich um elf Uhr abends zur Arbeit einfinden. D'Hauterive stellt sich pünktlich ein, allein es wird ein Uhr und noch ist er nicht vorgelassen. Das ganze Schloß ist totenstill, alles schläft, mit Ausnahme einiger Diener im Vorzimmer. D'Hauterive läßt den Adjutanten, der den Dienst hat, wecken und dieser findet Napoleon zu Bett — wahrscheinlich ein Mißverständnis: es hat in der Ordre heißen sollen elf Uhr früh am andern Tage. Der

Adjutant verfügt sich nochmals zum Kaiser und erhält nun Befehl, d'Hauterive vorzulassen. Dieser findet den Kaiser aufrecht im Bett sitzend, im Nachtgewande, ein buntes Tuch um den Kopf geschlungen. Er ist in überaus gnädiger Stimmung, fordert den Eingetretenen auf, Platz zu nehmen, greift nach den mitgebrachten Schriftstücken, durchliest sie, stellt allerhand Fragen, bespricht die Antworten und diktiert mehrere Depeschen. Keinerlei Verdrießlichkeiten, kein Vorwurf darüber, daß er zweimal geweckt worden ist.

Gewöhnlich nach dreistündigem tiefen und gebieterisch sich einstellenden Schlaf, womöglich in tiefer Dunkelheit, denn nachts konnte er kein Licht leiden und der matteſte Lampenſchimmer ihn am Einschlafen hindern, klingelte er dem Kammerdiener, zog den Schlafrock an, ſein mit Füßen verſehenes Unterbeinkleid und verfügte ſich in ſein Arbeitszimmer. Lag keine beſtimmte und bereits eingeleitete Arbeit vor, ſo ließ er den Sekretär nicht rufen, ſondern ſetzte ſich vor ſein Bureau und kontrollierte die Berichte aus den Miniſterien — es war die Stunde für die Zahlen und für die Stellungen und Lage ſeiner verſchiedenen Armeen. Dies war ihm die liebſte Beſchäftigung und Lektüre, er griff danach beſonders gern in Augenblicken der Muße. Dann, in dem tiefen Schweigen, das ihn umgab, der lautloſen Stille, die über dem entſchlummerten Paris lag, prägte er ſeinem Gedächtnis die Gliederung der Armee, die Verteilung der Einzelteile ein; Mann für Mann, Schwadron für Schwadron,

Batterie auf Batterie rechnete er die Zahl der Kombattanten nach, sein Geist folgte ihnen auf allen Heerstraßen Europa's, er wußte, wo sie Quartier machten, kannte ihre Etappen. (Siehe Bild S. 281.)

Handelte es sich jedoch um eine Arbeit von großer Ausdehnung, handelte es sich darum, Briefe zu schreiben, Entwürfe auszuarbeiten, dann ließ er den Sekretär wecken und die Hände auf dem Rücken, immerfort auf und ab, diktierte er. Manchmal, mitten in der Arbeit, ließ er Schokolade oder Eis bringen — niemals Kaffee; diesen nahm er nur nach Tisch — auch wohl etwas Substanzielleres, denn es wurde für jede Nacht ein Gouté kalter Küche zurecht gemacht, bestehend aus: gebratenem Huhn, zwei Zwischenspeisen, einem Dessert und einer halben Flasche Chambertin; stets wurde der Sekretär eingeladen, mit zuzulangen. Während dieser flüchtigen nächtlichen Mahlzeiten plauderte er gern, sein Geist erging sich in der Zukunft, seine Träume wurden zu Worten. Oft, nachdem er eine Schale Eis zu sich genommen hatte, verlangt er nach einem Bade, das ebenfalls stets bereit war und sei es, daß er sich nach dem Bade wieder niederlegte oder daß er aufblieb, mehr wie sechs Stunden Schlaf gönnte er sich im ganzen nie.

Man kann rechnen, daß von vierundzwanzig Stunden nur drei auf Mahlzeiten, Repräsentation, Belustigungen und die Beschäftigung mit dem schönen Geschlecht kamen, fünfzehn Stunden verblieben für die Arbeit; achtzehn be-

hauptet Koederer, der gut Bescheid wußte: Napoleon arbeitete ja allerdings auch bei Tisch, auf Bällen, im Theater.

Napoleon war unter seinen Zeitgenossen vielleicht unter allen Sterblichen, derjenige, der der Materie das wenigste, dem Geiste das meiste gab!

X. Der Sonntag.



X. Der Sonntag.

Selten unterbricht während der Woche der Kaiser seine Arbeit. — Keine Promenade. — Die Ufer-Terrasse. — Die Sonntagsarbeit. — Die Toilette. — Der Morgen. — Man verfügt sich in die Kapelle. — Das Gefolge der Kaiserin und das des Kaisers. — Beide Gefolge mischen sich untereinander. — Die Kapelle. — Die Musik in der Kapelle. — Die Messe. — Die Toilette der Kaiserin. — Der Anzug des Kaisers. — Erste und zweite Kapelle. — Rückkehr in die Festgemächer. — Die große Audienz. — Napoleon und Ameilhon. — Die Verhöre. — Das Prunk-Kabinett. — Die Eidesleistungen. — Die große Parade. — Gefolge des Kaisers. — Die Diners während des Konsulats. — Die diplomatischen Audienzen. — Diplomatische Diners. — Familiendiner. — Der Familienrang. — Die Festtafel. — Das Menu. — Bernadotte beim Familiendiner. — Die Abendgesellschaft am Sonntag. — Einfluß der zweiten Heirat.

Es kam nur äußerst selten vor, daß Napoleon während der Wochentage, es mußte denn etwas Außerordentliches vorliegen, den regelmäßigen Verlauf der Arbeit unterbrach. Er mußte z. B. ein unabweisbares physisches Bedürfnis nach starker Leibesbewegung haben, mußte es für dringend nötig halten, sich öffentlich zu zeigen, im Volke Eindrücke wieder zu beleben, die zu schwinden drohten.

Vielleicht war er auch plötzlich neugierig geworden und wollte Bauten ansehen, die er befohlen hatte, zum Beispiel Straßenbauten, oder in eigener Person sich von der herrschenden Stimmung überzeugen und, ein zweiter Harun al Raschid, inkognito, vielleicht begleitet von Duroc, seine Hauptstadt durchwandern.

Diese Fantasien sind aber sehr selten; seine Lebensweise in den Tuileries ist im allgemeinen doch eine sitzende, abgeschiedene. Er hat dort nicht einmal die ihm so nötige Zerstreuung einer Gartenpromenade: der Tuileriengarten ist ein öffentlicher. Ließe sich der Konsul oder Kaiser darin sehen, so würde er bald von einer drängenden Menge umringt und verfolgt sein. Erst als Marie Louise ihrer Niederkunft entgegen sah, d. h. zu Ende 1810, erschien es dem Kaiser zulässig, die nach der Seine hinaus gelegene Terrasse, zu welcher man durch einen Gang im Souterrain gelangte, absperren zu lassen; sie wurde freigegeben, sowie der Hof nach Saint Cloud übersiedelt war.

Die ganze Woche war also fast ausschließlich von Arbeit in Anspruch genommen, der Kaiser wie eingemauert in seinem Arbeitskabinett: mit einer solchen Lebensweise hatte natürlich die Etikette so zu sagen gar nichts zu tun, die Stunden gingen achtlos dahin — nein, sie jagten dahin unter der Peitsche der Kuriere, die Depeschen von allen Ecken Europas herbeibringen — aber ein Sonntag, ja das ist etwas ganz anderes!

Den ganzen Sonntag über ist der Kaiser außerhalb seiner Gemächer — zeigt sich dem Hofe, dem Volk,

der Armee, zeigt sich den Gesandten der auswärtigen Mächte.

Dies war für Napoleon allerdings ebenfalls Arbeit, und zwar eine Arbeit, die ihm durchaus nicht leicht von der Hand ging. Das was im allgemeinen im Metier der Prinzen für eine Notwendigkeit gilt, hielt er für überflüssig. Was ihm an der obersten Staatsgewalt gefiel, war vor allem die Wirklichkeit der Machtausübung; wenn sich seine Fantasie zuweilen mit zeremoniellem Pomp, mit dem Glanz von Gefolgschaften trug, so wurde ihm dies doch bald überdrüssig, und wo immer er seinem Stolz schmeicheln mochte, fand er eine unaussprechliche Langeweile.

Wenn er alle Placereien der Souveränität auf den Lauf eines einzigen Tages konzentrierte, so wollte er davon auf seine wirkliche Souveränität so wenig wie möglich übertragen wissen; er tat damit der Etikette, den Anforderungen einer Hofhaltung Genüge, er zeigte jedem, daß er da sei, und seine Rolle als Kaiser zu spielen verstehe, und seiner Stellung als Chef, Inspektor und oberster Instruktor der Armee entspräche.

Die Toilette an Sonntagen war dieselbe wie an Wochentagen, der Anzug ebenfalls, nur trug er den Großkordon der Ehrenlegion über der Uniform und diese war meist die der Garderegimentäre. Lever, Audienzen, Frühstück: alles wie an den Wochentagen — zu Mittag aber verläßt er die inneren Gemächer.

Schon hatte die Kaiserin sich in die Kapelle verfügt,

ein großes Gefolge sich ihr angeschlossen. Voran schritten die Pagen, dann Stallmeister und Kammerherren der Prinzessinnen, Stallmeister und Kammerherren der Kaiserin. Zur Rechten der Kaiserin, ein wenig hinter ihr, bemerken wir den ersten Stallmeister und den ersten Almosenier, zu ihrer linken die Ehrendame. Weiter hinter folgen die Prinzessinnen, dann die erste Kammerdame, die Palastdamen, die Hofdamen der Prinzessinnen.

Einige Minuten später bricht der Kaiser auf, um sich zur Kapelle zu verfügen. Sein Gefolge ist zahlreicher noch als das der Kaiserin. Pagen eröffnen wiederum den Zug mit ihrem Gouverneur, es folgen: der Oberzeremonienmeister mit seinem Adlatus, Stallmeister, Palastpräfecten, Kammerherren, der Palast-Gouverneur, dann die fünf obersten Kronbeamten, endlich der Kaiser, hinter ihm der diensthabende General-Oberst der Garde und der Groß-Almosenier. Dann kommen die Prinzen aus dem kaiserlichen Hause, die Prinzen des Reiches, die General-Obersten der Garde, die keinen Dienst haben, der erste Almosenier des Kaisers und die Hofbeamten der Prinzen.

Aus dem Thronsaal kommend bewegt sich der Zug die große Treppe, auf der eine Abtheilung der Garde-Infanterie Spalier bildet, abwärts, passiert den Saal der Garden, vorüber an den Statuen des Schweigens und des Nachdenkens, um auf der Treppe, die zum Saal der Staatsrathssitzungen führt, wieder emporzusteigen. Der Saal wird durchschritten und die sich unmittelbar daran anschließende Tribüne der kaiserlichen Kapelle ist erreicht: die zur Kapelle

führende Thür ist nur für den Kaiser bestimmt, der sie nur an Sonntagen passiert.

Zuweilen vereinen sich auch zuvor beide Gefolge im Thronsaal, von dem aus Kaiser und Kaiserin dann in Gemeinschaft den Kirchgang antreten; Prinzen und Prinzessinnen sind in dem vorhergehenden Salon, die zu ihrem Hofstaat gehörenden Herren, die Mitglieder des Senats und des Staatsrates und die Generäle im zweiten Salon, also dem, welcher sich an den Marschallsaal anschließt, in diesem sammeln sich die Deputierten, die Tribunen, Justizbeamte und die Offiziere, welche Zutritt bei Hofe haben.

Wenn der Kaiser der Kaiserin den Arm bietet, verläßt der Zug den Thronsaal, die Personen vom Hofe der Kaiserin haben den Vortritt vor denen vom Hofe des Kaisers, im übrigen bleibt die Reihenfolge so, wie sie vorhin angegeben; es geht dieselben Treppen auf und ab, diese Treppen, die geeignet sind wie keine, dem pompösen Aufzug als Hintergrund zu dienen: leider wird der Effekt dadurch sehr beeinträchtigt, daß der Kaiser statt gemessenen, sehr raschen Schrittes den Raum durchmißt, die Treppen förmlich herab- und hinaufläuft.

Beim Vorüberziehen des Zuges, wenn die Kaiserin allein ist, schlagen die Tambours der Treppenwache, erscheint der Zug des Kaisers, so stößt der Thürsteher beide Flügel der großen Treppentür auf und ruft mit schallender Stimme: „L'empereur“ — auf das Wort fallen die wirbelnden Trommeln ein.

Die Kapelle füllt sich inzwischen Kopf an Kopf. An

jeder Seite des Altars steht als Schildwache ein Grenadier mit Gewehr bei Fuß. Das Publikum ist vom Garten aus durch die sogenannte galerie basse eingetreten.

Der Kaiser hat nie zugeben wollen, daß für den Gottesdienst in der Tuilerienkapelle Eintrittskarten ausgegeben würden.

„Alles was den Kultus betrifft, muß unentgeltlich und für das Volk eingerichtet sein. Die Verpflichtung an den Türen oder im Innern von Kirchen Plätze zu bezahlen, ist eine empörende Zumutung; man soll die Armen nicht noch, weil sie arm sind, dessen berauben, was sie tröstet.“

Das sind des Kaisers eigene Worte.

Die kaiserliche Loge oder Tribüne nimmt den ganzen Raum vor dem Altar ein; links sind die Logen für die Palastdamen und die bei Hofe vorgestellten Damen, rechts an den weit geöffneten Fenstern des großen Sitzungsaales des Staatsrates drängen sich in dichter Masse alle diejenigen, welche der nach dem Gottesdienste folgenden großen Audienz beizumohnen gedenken; alle sind in den Uniformen oder Hofkleidern, die ihrem Range zustehen. Alles schimmert in Silber und Gold, dazu die reichen Farben der Damentoiletten — der Anblick ist feenhaft, besonders von der der kaiserlichen Loge gegenüber befindlichen Nische, in welcher die Künstler der Hauskapelle alsbald ihre feierliche Weise intonieren.

Napoleon hat sich wohl der Bemerkung erinnert, welche ihm als erstem Konsul einst Girardin machte, als die katholische Religion wieder eingeführt werden sollte:

„Sie werden genötigt sein,“ sagte Girardin, „die Messe zu besuchen.“

„Kann sein!“

„Aber Sie werden auch alle Staatsbeamten nötigen, derselben beizuwohnen.“

„Seltsame Idee!“

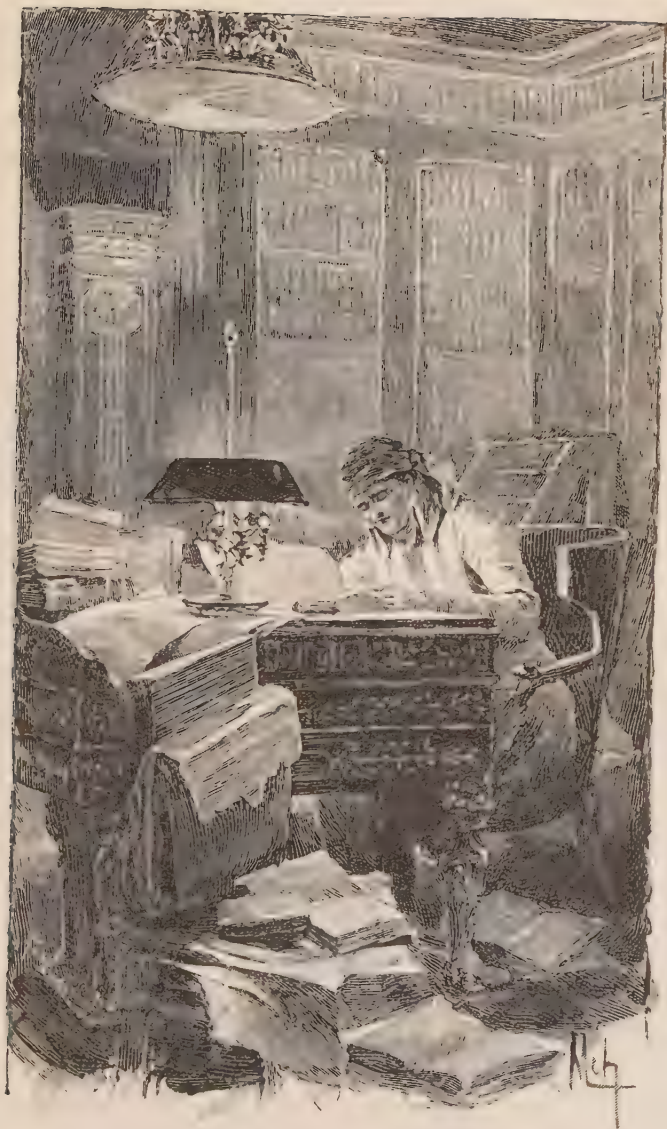
„Und zwar wird dies deshalb geschehen, Bürger Konsul, weil es Ihnen notwendig erscheinen wird. Das, worum ich Sie schon heute ersuchen möchte, wäre, daß Sie Ihre Kirchenkapelle aus hervorragenden Musikern bildeten, denn eine gute Musik ist ein Mittel gegen die Langeweile, und die Messe, welche zu hören wir uns abgewöhnt haben, könnte uns sonst allzu langweilig vorkommen.“

Es gab keine Kirchenmusik, welche der kaiserlichen gleichgekommen wäre. Der Dirigent, nach Paisiello, Lesueur, der Komponist der „Barden“, proskribiert, zu Grunde gerichtet, durch eine Clique im Konservatorium zur Verzweiflung gebracht, wurde vom ersten Konsul hervorgesucht und erhielt von ihm ein Aush: es wurde ihm die Möglichkeit geboten, ein berühmter Mann zu werden. Da waren zwei Leiter des Orchesters, Perjuis und Rochefort, ferner zwei erste Sänger Lahs und Martin, vier erste Sängerinnen, die Damen Branchu, Armant, Duret und Albert, drei weitere Sänger, drei weitere Sängerinnen; ein erster Tenor, fünf weitere Tenoristen, fünf Baritonisten, zwei Kontraltisten, sechs Bassisten. Die erste Violine als „erster Violinist des Kaisers“ spielte Kreuzer, es folgten acht erste Geiger, neun zweite, vier Bratschen, acht Violoncello, vier

Baßgeigenspieler, zwei Pianisten, ein Harfenspieler, zwei Flötisten, drei Hautboisten, vier Klarinetten, ein Hornsolist, drei Horn- und vier Fagottbläser. Alles erste Pariser Künstler, die Lesueur, als sie soweit waren, entweder auszuwandern oder Hungers sterben zu müssen berief: Cherubini und das Konservatorium hatten vor ihnen die Türen verschlossen. Diese Virtuosen theilten sich untereinander in jährlich 153 800 Frks., hatten außerdem aus den Unterrichtsstunden, welche sie gaben und ihren Einnahmen bei der Theaterkapelle reichlich zu leben.

Raum hatte der Trommelwirbel die Ankunft des Kaisers angezeigt, als der Zeremonienmeister für den Kirchendienst und der für das Lesen der Messe bestimmte Priester, umgeben von seinen Assistenten, Chorknaben &c., die Sakristei verließen. Nach Verbeugung vor dem Altar wendete sich der Zeremonienmeister der Loge ihrer Majestäten zu und verneigte sich abermals, worauf alsbald die Messe begann. Sie dauerte etwa zwanzig Minuten, während der ganzen Zeit ließ sich die Kapelle hören: eine einzig schöne, eine herrliche Musik — alle diese „Messen“, Kompositionen Lesueurs, sind ja Meisterwerke.

Die Kaiserin Josephine kniet andachtsvoll vertieft auf einem mit goldgesticktem Purpursamt behangenen Betstuhl; sie ist à la grecque frisiert, hat eine Schleppenrobe mit kurzer Taille und kurzen Ärmeln an und auf dem Haupte ein flimmerndes Diadem. Ihr zur Seite, ein wenig rückwärts, steht der Kaiser in seiner bei Militärmessen üblichen Positur, d. h. mit über der Brust gekreuzten



Bei der Abendarbeit. (Siehe Seite 268.)

Armen und hierhin, dorthin blickend. Zuweilen neigt er sich zu Josephine nieder, die seinen Worten jedoch nur so weit als ohne unhöflich zu sein möglich ist, Gehör zu schenken scheint, um so rasch als möglich wieder in fromme Andacht zu versinken. Der Kaiser, der keine besondere Frömmigkeit zur Schau trägt, auch nicht niederkniet, sieht doch sehr ernst und feierlich gestimmt drein.

Hierher sollten die Maler, die ihn nach der Natur darstellen wollen, kommen. Einige taten es auch; wir haben z. B. ein Bild von Couder vom Jahre 1811, zwei Skizzen von Girodet und vermutlich von vielen Dilettanten, die in den Mappen der Erinnerung stecken.

Die ernste Würde Napoleons während der Messe steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu den Erinnerungen der Hofleute des ancien régime in Bezug auf Ludwig XVI., dessen Benehmen in der Kirche englische Reisende in Entrüstung zu versehen pflegte: „er war mit Ausnahme des Augenblicks, in dem die Hostie präsentiert wurde, die ganze Zeit in einer lustigen Unterhaltung mit dem Grafen von Artois“ — so berichtet einer dieser Reisenden.

In der von Percier und Fontaine ausgebauten und dekorierten Tuilerienkapelle wurde die Messe erst vom 9. Dezember 1806 an zelebriert. Bis dahin war der Hausgottesdienst ein umherziehender und entfaltete darum nicht den gewünschten Pomp.

In einem Briefe an Duroc vom 30. Germinal des Jahres X schreibt der erste Konsul: „er wolle in seinem

Arbeitskabinett, in der Nähe des Bades, eine Vorrichtung für eine kleine Kapelle getroffen wissen; man solle den Spiegel mit einem Gobelin oder irgend einem Bilde verhüllen und eine Art spanischer Wand vor die Treppe stellen. Er wolle von seiner Schlafstube aus direkt in die kleine Kapelle gelangen können.“

Ob dieses entsprechend ausgeführt, ob dieses „Sanctum“ je benutzt wurde, davon weiß man nichts. Später fand die Messe stets in dem großen Saale statt, in welchem zunächst der Staatsrat seine Sitzungen abhielt.

Erst die großen Renovierungsarbeiten vom Jahr 1805 richteten es so ein, daß zwischen dem Theater-Saal und dem Sitzungs-Saal des Staatsrats der liebe Gott auch eine Stätte fand.

Nachdem das Domine salvum von der gesamten Musikkapelle gespielt, das Gebet vor dem Altar vom Priester gesprochen war und derselbe sich vor dem Kaiserpaar verneigt hatte, erhob sich dasselbe und verließ die Kapelle, um in die Festgemächer zurückzukehren.

Ein dichtes Gedränge empfing das Kaiserpaar, Zivilbeamte niederen Grades, Unterpräfekten, Militär bis zum Grade des Bataillons-Kommandeurs: der diensthabende Kammerherr darf niemandem den Zutritt versagen, der sich einfindet, vorausgesetzt, daß er entweder in Uniform oder im Hoffleide erscheint, die einfache Zivilkleidung ist verpönt.

Alle, die da sind, befinden sich in einer gewissen Aufregung — sollen sie doch dem Kaiser unter die Augen

treten. Ein Marschall Frankreichs kennzeichnet den Augenblick in folgender derbfomischen Weise:

„Es ist Sonntag, in der großen Galerie wird er erwartet. Sobald der Ruf: „Der Kaiser“ sich vernehmen läßt, erbleichen wir, ich kenne einige, wackere Kerle, die am ganzen Leibe zittern!“

Ein jeder glaubt und hofft, einen Moment wenigstens werde des Kaisers Blick auf ihm ruhen, ihn streifen. Hier hat einer ein Buch unter dem Arm, welches er anzubieten wünscht, wenn ihn eine Frage trifft, ein anderer dort möchte sich überzeugen, ob er wirklich in Ungnade gefallen ist oder ob er bemerkt werden wird. Ein Wort von des Kaisers Lippen, ein von ihm genannter Name und alle Beflemmung und Angst ist vergessen, eine Freude ohne gleichen, ein Kitzeln der Eitelkeit den ganzen Tag über.

Napoleon geht bald strammen Schrittes vorwärts, bald wiegt er sich hin und her, wie ein Bourbone, sagen die Spötter — diese seltsame Art der Fortbewegung aber ist, wie Girardin sehr treffend bemerkt, eine Folge der Beflommenheit, in welcher sich jeder befindet, wenn er fühlt, daß sich aller Augen auf ihn richten.

Nach rechts und links wirft er mit einer Miene, welche lächelnd sein soll, seine Blicke, sie fliegen bis zum andern Ende der Galerie und bleiben an irgend einem Gesicht hängen. „Ah! Da ist ja der Mann, der von Nutzen sein kann,“ den er erwartet hat, er eilt ohne Rücksich auf das Gedränge, gerade auf ihn los, mit zwei

oder drei Phrasen, denen kurz und bündig und auf der Stelle die Antwort folgen muß, hat er den Mann völlig sondiert, ihn sozusagen ausgehöpft und eine Marke mehr ist in seinem Gedächtnis verzeichnet.

Hier wird ihm ein Schriftstück gereicht, welches er dem Adjutanten oder dem Oberhofmarschall einhändig, dort ein Buch; flüchtige Grüße sendet er nach rechts und links, flüchtige Redensarten richtet er an diesen und jenen hohen Beamten, den er auszuzeichnen wünscht:

„Wie befindet sich der Herr Senator?“

„Wie befindet sich der Herr Staatsrat?“

Er giebt stets dem Titel den Vorzug vor dem Namen, denn für jenen ist ihm der Anzug eine sichere Gewähr, in Bezug auf diesen wäre ein Irrtum, eine Verwechslung nicht ausgeschlossen.

Mit Ameilhon zu Beispiel, dem Mitgliede des Instituts, passierte ihm dies Unglück. Das Gespräch war folgender Art:

„Ah! Sie sind Monsieur Ancillon?“

„Ja, Sire, Ameilhon.“

„Ameilhon, richtig. Sie haben die römische Geschichte von Lebon fortgeführt?“

„Ja, Sire, von Lebeau.“

„Ja, ja, Lebeau . . . bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Araber?“

„Ja, Sire, durch die Türken.“

„Richtig, richtig . . . durch die Türken im Jahre 1449.“

„Ja, Sire, 1453.“

„Im Jahre 1453 . . . gewiß — ganz recht.“

Ameilhon ließ sich dadurch nicht abhalten, den ihm Nächstehenden zu sagen:

„Es ist wirklich unglaublich: er weiß alles, erinnert sich an alles, man kann ihm nichts Neues beibringen.“

Der Effekt — das ist die Hauptsache!

Wenn es Napoleon, der sich, in der Absicht liebenswürdig zu sein, auf ein Gespräch über Geschichte, Literatur oder irgend ein streng wissenschaftliches Thema einläßt, dabei passiert, einen lapsus zu begehen, so kommt das gewiß nicht vor, wenn es sich um Regierungsgeschäfte handelt: da ist jede Silbe exakt. Hier sieht er einen Legationsbeamten, der eben aus den illyrischen Provinzen, dort einen, der aus Hamburg, einen andern, der aus Amsterdam eingetroffen ist, er entreißt einem jeden zwei oder drei Nachrichten, die er braucht und geht weiter.

Hier ist ein Präsekt, welchen er nicht zur Audienz befohlen hat. Was — was will der Mann in Paris? Eine unumwundene Erläuterung wird verlangt, genügt sie ihm, so geht er weiter. Hier resumiert ein verabschiedeter Offizier seine Sache in zwei Worten und überreicht eine Bittschrift; zuweilen macht der Kaiser einen Kniff in dieselbe, der Erinnerung wegen und geht weiter. Gerechtigkeit soll ihm werden.

Wenn irgend wo ein alter Krieger, ein hundertjähriger Greis, welcher die früheren Kriege mitgemacht hat, sich seinem Wohlwollen empfiehlt, so will der Kaiser ihn hier

sehen: bei den Sonntagsaudienzen. Da war z. B. der 102 Jahre alte Sieur Wilcot, den er im September 1806 in der Tuilerien-Gallerie begegnet, und dem er außer 2400 Franks Reisevergütung eine Pension von 600 Franks zahlen ließ.

Nur möge man nicht glauben, daß, wenn man eine alte, nicht mehr gebräuchliche Uniform anzieht, die man zu tragen außerdem das Recht nicht hat, man sich bemerkbar machen werde; es trifft bei dem betreffenden am Tage nach der Audienz unfehlbar ein Schreiben des Oberhofmarschalls ein mit dem Bemerken, daß der pensionierte General so und so gewisse Zeichen zu tragen nicht berechtigt sei u. Dieser Brief ist ein Diktat des Kaisers, denn mit einem einzigen Blick hat er sie alle gesehen, die, die zur Audienz kamen und die, die weggeblieben sind, die Kleidung hat er gemustert, die Haltung geprüft, die Mienen der Leute ergründet.

Hat er die Gallerie, die großen Staatsgemächer durchschritten, in den letzteren nur kürzere Zeit verweilend, denn die, welche er dort antrifft, sind ja seine Mitarbeiter und über Geschäfte mit ihnen zu sprechen, ist keine Veranlassung, so betritt er sein „grand Cabinet“; zur Arbeit wird daselbe nie benutzt, sondern nur für Repräsentationszwecke, es ist sehr prächtig und luxuriös ausgestattet. Dieses Gemach, das auch „Salon des Kaisers“ heißt und auch Ludwig XIV. als grand Cabinet gedient hat, steht mit dem Thronsaal in Verbindung. Es hat sein altes, noch aus damaliger Zeit stammendes Aeußere bewahrt. Lerambert und Girardon

haben es damals ausgestattet, Coypel lieferte die Gemälde, Percier und Fontaine aber haben einen ihrer Kamine hineingebaut, die in ihrem Stil so kräftig und elegant zugleich wirken. Den Plafond zieren eine Unzahl von Figuren in Stuck, zwischen Wand und Plafond schweben Genien mit der Weltkugel, Trophäen überall — in diesem Gemach befinden sich auch die Fahnen und Standarten der Garde. Unter dem Mobiliar fällt ein großes Tafelbureau, welches reich mit Kupferbeschlägen ornamentiert ist, auf; der Kaiser benutzt es nie, es ist nur zum Staat da und um den Charakter des Raumes zu markieren; Fauteuils und Stühle sind von vergoldetem Holz; die Fauteuils mit Gobelins überzogen.

In seinem „Staatskabinett“ verweilte der Kaiser nur wenig, höchstens um Ankunfts- und Abschiedsaudienzen an fremde Fürsten zu erteilen, z. B. an die des Rheinbundes. Diese Empfänge oder Verabschiedungen fielen gewöhnlich in die Zeit zwischen der großen Audienz und dem Anfang der Parade.

Wenn keine Parade stattfand und die Zeit durch den Empfang von Deputationen oder Gidesleistungen in Anspruch genommen war, kehrte der Kaiser in den Thronsaal zurück und, umringt von den Großen des Reiches, hörte er die Anreden, nahm die Adressen in Empfang und machte lange Erwiderungen.

Bei den Gidesleistungen verblieb er meist im grand Cabinet; der erste Kammerherr führte den Neuernannten ein, ein Staatsrat verlas die Gidesformel.

Diesen Feierlichkeiten wandte Napoleon eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu; sie bildeten einen der Grundsteine, auf denen er sein Regierungssystem aufgebaut hatte. Er glaubte nämlich, daß derjenige, welcher aus freier Entschließung sich durch Eid verbindlich macht, sich für gebunden halten müsse auf die Dauer seines Lebens, daß derselbe sich ehrlos mache, wenn er den Eid bräche. Napoleon glaubte an die Ehre.

„Eine Nation darf nie etwas tun,“ sagte er, „was sich mit ihrer Ehre nicht verträgt, denn sie würde sich in diesem Falle zu unterst von allen andern stellen: besser wäre es, unterzugehen.“

Was er von den Nationen sagt, glaubt er auch in Bezug auf die Individuen. Der Mann, der seine Ehre verlegt, ist in seinen Augen das niedrigste der Geschöpfe.

Von oben bis unten, die ganze Stufenleiter der staatlichen Einrichtungen entlang, hat er die Religion des Eides eingeführt: es handelt sich nicht etwa um einen religiösen Eid, die sakramentale Form ist völlig verpönt, sondern um einen Eid, der lediglich die Mannesehre im Auge hat. Wenn der Eid gebrochen wird, so ist es nicht Gott, der beleidigt wird, sondern der Eidbrüchige hat Verrat an seinem eigenen Gewissen begangen.

Leistete der Kaiser nicht selbst, und zwar der Nation, einen Eid? Hat er nicht deshalb auch von allen, die er im Staatsdienst verwendet, zu verlangen, daß sie ihm feierlich in die Hand geloben, daß sie ihm das Gelöbniß der Treue ablegen, besonders dann, wenn ihnen eine gewisse

Autorität zusteht? Für die Militärs wird die Eidesleistung vom Obersten an gefordert. Die ersten Staatsbeamten wohnen dem feierlichen Akt bei, über den Vollzug desselben führt ein Staatsrat Protokoll.

Daß diese Formel den Verrat nicht verhindert hat, weiß jeder. Aber der, der sich einbildete, daß der Eid die andern binde, hielt sich selbst durch seinen Eid für gebunden und legte vor dem Gewissen seiner Helfer eine Achtung an den Tag, die er nur aus dem eigenen Gewissen schöpfen konnte, und die Viele leider nicht verdienten.

So feierlich, so ernst im allgemeinen die Zeremonie war, an komischen Episoden fehlte es darum doch nicht. Beim Eintritt in das grand Cabinet sollte der Neubefördete drei Verbeugungen machen; einige nahmen, um diese schwierigen Evolutionen zustande zu bringen, zuvor Unterricht bei Gardel, dem Balletmeister der kaiserlichen Oper. Es kam wohl vor, daß einer, der sonst recht stramm aufzutreten verstand, auf dem glatten Parkett mit seinen Verbeugungen in Konfusion geriet; nach rechts und links sich zu verbeugen, das ging schon, aber dann das Zurücktreten, ohne dem Kaiser den Rücken zuzudrehen, wie leicht konnte da nicht der Säbel oder Degen zwischen die Beine geraten: über energische Züge fliegt ein unheimliches Zucken, endlich reißt der Türsteher die Pforte auf, der Vereidigte gehört nach kurzer Qual sich selbst wieder. —

Gewöhnlich stören weder Audienzen noch Eidesleistungen die pünktliche Abhaltung der Parade. Während

des Konsulates fand sie jeden zehnten Tag (Décadi), sogar oft an einem eingelegten fünften Tage (Quintidi), seit 1806 aber nur alle 14 Tage statt. Gewöhnlich war die Paradezeit 1 Uhr Nachmittags, manchmal später, vielleicht einmal erst um 6 Uhr Abends — dann war sie nur sehr kurz.

Gewöhnlich ging es bei den Paraden folgendermaßen zu: Am Sonnabend beim Zubettgehen hat der Kaiser dem General-Oberst vom Dienst und dem Gouverneur von Paris die Truppenteile bestimmt, welche in der Parade-front stehen sollen. Vor der angegebenen Stunde sammeln sich denn auch im Tuilerienhofe und dem Karussellplatz die bestimmten Regimenter etc., sie stehen, sobald sie eingerückt sind, unter dem vom Kaiser bestimmten, die Parade kommandierenden General-Oberst. Diesem sind für seinen Dienst einige Generalstabsoffiziere vom Palais zugeteilt. So wie die Truppen aufmarschiert sind, treten Fahnen- und Standartenträger aus den Reihen und sammeln sich vor dem Zentral-Pavillon, dem sogenannten Pavillon de l'horloge. Ein Palastoffizier setzt sich an die Spitze und führt sie die große Treppe hinauf durch die Brunkgemächer in den Salon des Kaisers, an dessen Tür ein Kammerdiener steht, um sie anzumelden; mit dem abgeholten Feldzeichen entfernen sich die Eingetretenen alsbald wieder. Raum treten sie aus dem Tor des Pavillons, so ertönt von allen Musikcorps, die in der Front stehen, jener hell-schmetternde Fahnenruf, eine Spezialität der Gardes.

Das Publikum, das an den Gittern des Karussell-

plazes vor Begeisterung schüttelt und rüttelt, erhebt einen vieltausendstimmigen Jubelruf, die Offiziere begrüßen mit den in der Sonne flimmernden Degen die heiligen Zeichen; die Augen der alten Grogwards strahlen: diese goldenen Adler, diese Kronen und Lorbeerkränze in den flatternden Falten, sind es nicht die glorreichen Zeugnisse ihrer Heldentaten?

Man kann sich nicht wundern, wenn solche glänzende militärische Spektakel die Veranlassung wurden, daß aus manchem stillen Bürgerneß ein flügger Vogel entwich, um sich einreihen zu lassen unter die stolzen, prächtigen Prätorianer: die Zuschauer beben, Alt und Jung, vor lauter Bewunderung und kriegerisch-patriotischem Enthusiasmus.

Zur bestimmten Stunde — keine Soldaten läßt der Kaiser auch keine Minute warten — verläßt er seinen Salon. Voran schreiten die Hofleute vom Dienst, hinter ihm das militärische Gefolge; der bunte flimmernde Zug passiert die Prunkgemächer, geht die große Treppe hinunter, in der Torhalle werden die Pferde bestiegen. Des Kaisers Generalstab ist numerisch immer derselbe; es müßte denn ein auswärtiger Fürst zum Besuch da sein: der Connetabel, der Vize-Connetabel, die vier Generalobersten der Garde, der Oberhofstallmeister, der Kriegsminister, der Ober-Hofmarschall und Generaladjutant, der Gouverneur von Paris, der Inspektor der Gensdarmen, die vier diensthabenden Adjutanten, die Ordonnanzoffiziere und die diensttuenden Pagen — sie allein sind berechtigt, ihm zu Pferde zu folgen.

Der Connetabel, des Kaisers Bruder Louis, ist jedoch fast nie in Paris, von den vier Generalobersten sind gewöhnlich drei auswärts im Dienst, der Oberhoffstallmeister fungiert zugleich als Gesandter in Petersburg. Der Generalstab des Kaisers ist also meist weniger zahlreich, als es der des Konsuls war.

Die Infanterie hat im Hofe Aufstellung genommen, Kavallerie und Artillerie auf dem Platz. Zunächst sprengt Napoleon im schnellen Galopp die aufgezogenen Glieder entlang; sodann steigt er vom Pferde und beginnt mit taktischen Evolutionen, welche er mehrmals durchmachen läßt. Ein Offizier oder ein Unteroffizier, der eine recht kräftige Stimme hat, steht neben ihm, um die befohlenen Kommandos zu geben. Dann folgt die Inspizierung Mann für Mann, hier werden bei einem Regiment Tornister ausgepackt und nachgesehen, dort bei einer Batterie die Munitionswagen.

Der Kaiser bekümmerte sich um jedes Detail, jeder Soldat ist von Bedeutung für das Geschäft, welches er betreibt; das Schicksal eines Feldzuges könnte vom Fußzeug abhängen, welches im Tornister getragen wird, der Ausgang einer Schlacht von der Anzahl der vorhandenen Kanonenkugeln. In Bezug auf die Evolutionen war Napoleon von großer Nachsicht, mißlangen dieselben, so wurden sie einfach wiederholt. Er stellte die Instruktion der Offiziere ebenso auf die Probe, wie die der Soldaten — wehe dem, der sich in diesem Punkte nachlässig zeigte.

Napoleon weiß recht gut, daß viele Offiziere seiner

Umgebung die Sache für langweilig und überflüssig halten, mögen sie innerlich murren und knurren, so viel sie wollen, er weiß, was er tut.

Eines Tages — er war noch Konsul — sagte er zu Lannes:

„Du gehörst doch wohl nicht zu denen, die brummen, wenn die Parade Veranlassung wird, daß wir etwas später essen?“

„Ah! Deswegen nicht, da gebe ich Dir mein Wort drauf. Mir ist es verdammt gleichgültig, ob ich meine Suppe warm oder kalt lössle, vorausgesetzt, daß Du uns Arbeit gibst, diesen verfl— Engländern die Bouillon ordentlich heiß zu machen.“

Lannes aber ist nicht jedermann! Als er nicht mehr lebte, passierte es dem Kaiser, daß er selber die Dinerzeit aufs pünktlichste innehielt und zwar: weil Marie Louise es so wollte.

Je mehr das Kaiserreich sich auswächst, desto seltener werden die Paraden, zuletzt gab es fast gar keine mehr. Damit sie stattfinden, mußte sich irgend etwas ganz besonderes ereignen, z. B. ein Durchmarsch fremder Regimenter, schweizerischer, kroatischer, polnischer, durch Paris. Im Winter von 1811 zu 12 in vier Monaten gab es nur vier große Paraden, nämlich am 8. und 22. Dezember 1811 und am 12. Januar und 22. März 1812. Und was war die Folge? Das in den letzten Jahren hergestellte Material war um vieles schlechter demjenigen gegenüber, welches der Konsul und der Kaiser persönlich

von 1800 bis 1806 hatte anfertigen lassen und welches er so sorgfältig in Paris und Boulogne auf seine Tüchtigkeit geprüft hatte.

Was schlimmer noch ist, Napoleon verlor die gewohnte Berührung mit den Soldaten — es war vorbei mit der Familiarität, welche es ihm möglich gemacht hatte, in jedem Regiment vier oder fünf Soldaten zu kennen, deren Namen er auszustossen liebte, wenn er die Front entlang schritt, indem er einiges hinzufügte, woraus hervorging, daß ihm die Vergangenheit der betreffenden bekannt sei. Nichts mehr von den fordbialen Unterhaltungen mit dem Veteranen, der, sein Bittgesuch am Ladestock seines Gewehres, aus Reih und Glied trat und präsentierte! Nichts mehr von den Anekdoten, die von Kaserne zu Kaserne, von Stube zu Stube gingen, um den militärischen Eifer zu stacheln, die mutvolle Hingabe zu erhalten! Einst gab er für ein altes Soldatenmütterchen eine Pension, einen Platz für das Waisenkind des gefallenen Helden, machte widerfahrene Ungerechtigkeiten wieder gut: es war ein fortwährendes Spenden von Belohnungen, Vergessen von Uebeltaten. Wo er nur hinkam, streute er die Saat aus, aus der des Kriegers Opferfreude erblühte — vorbei!

Früher, als Konsul, pflegte er bei den Paraden Ehrenwaffen zu verteilen und diejenigen, seien es Offiziere oder gemeine Soldaten, die also beschenkt waren, des abends als Gäste an seiner Tafel zu bewirten, sie saßen mit ihm und seiner Frau, mit Senatoren, Ministern, Staatsräthen, mit den ersten der Nation zusammen.

Im Jahre 1812, nach einer Parade, wurden die Offiziere eines Korps in einem Restaurant auf Befehl von einem kaiserlichen Adjutanten bewirtet. Nicht mehr den Soldaten hatte er im Auge, sondern den Offizier und dann — bei einem Restaurant!

In der ersten Zeit dauerten die großen Paraden oft drei Stunden, manchmal sogar fünf; den Schluß bildete stets der Vorbeimarsch, bei welchem sich die Musikkapellen jedes Bataillons links vom Pavillon de l'Horloge aufstellten, während davor der Kaiser mit dem Generalstabe hielt.

War die Parade vorüber, so kehrte Napoleon in die Staatsgemächer zurück, von wo die Herren Diplomaten, die seiner harrten, bei offenen Fenstern dem militärischen Schauspiel zugehört hatten. Dasselbe wäre, so meinte Napoleon, „belehrend für Feind und Freund.“ Man hatte zugleich auch für materielle Genüsse gesorgt: an einem Buffet gab es Tee, Kaffee, Chokolade, Liköre und Zuckergebäck; Colin, der später kontrollierender Küchenmeister war, hatte die Oberaufsicht über das Buffet und die servierenden Diener. War die Stunde der Audienz gekommen, so betraten die Herren in einer Reihenfolge, die nach der Zeit ihrer Anwesenheit in Paris bestimmt war, den Thronsaal und stellten sich längs der Wände auf. Der eintretende Kaiser begann seinen Rundgang stets auf der rechten Seite und sprach der Reihe nach mit jedem. Diesen Rundgang machte er zweimal und beidemal sagte er einige Worte, die allerdings von gar keiner

Bedeutung waren. Zum Beispiel: Amüsieren Sie sich in Paris? — Haben Sie Nachrichten aus Ihrer Heimat? Nur höfliche Phrasen, von Geschäften war keine Rede.

Wenn es aber gilt, eine Szene zu machen, wenn es dem Kaiser darauf ankam, zu zeigen, daß er sich nicht zum Narren halten lasse, dem Feinde, sei es England oder Oesterreich, die Maske von der Stirn zu reißen, dem zu Leibe zu gehen, der ein Bündnis wider ihn einzufädeln, den Krieg vorzubereiten schien — er war ja stets der Angegriffene — wenn er zeigen wollte, wohin man ihn bringe, so ging er, während Sturmwolken sich um die faltenschwere Stirn zu sammeln schienen, schnurstracks, stampfenden Schrittes auf den zu, mit welchem er zu reden vorhatte und die Worte wurden kurz, heftig, in barscher Form hervorgestoßen; zwei solcher Zornausbrüche sind wörtlich überliefert worden — schwerlich aber würde man in diesen groben Worten ein Behauptung finden können, die er nicht zu beweisen in der Lage war, sei es durch ihm zugegangene offizielle Schriftstücke, sei es durch den Gang der Ereignisse. So sehr bei solchen Gelegenheiten der Kaiser vor Zorn außer sich zu sein schien, er hatte sich doch meist vollkommen in der Gewalt; gelang ihm dies einmal nicht und riß ihn eine allzuleidenschaftliche Stimmung fort, so bemerkte man etwas Seltsames: nämlich in der linken Wade ein Vibrieren der Muskeln. Bis es dazu kam, mußte eine ganze Reihenfolge ihn auch persönlich treffender Feindseligkeiten vorliegen.

Wenn er seine zweite Tournee beendet hatte, neigte

er grüßend den Kopf ein wenig, und damit waren die Herren Diplomaten, welche sich nun in die Gemächer des Oberhofmarschalls begaben, um dort zu dinieren, entlassen. Und diese Sonntagsmahle bei Duroc waren in einer ganz anderen Art glänzend und reich, als die des Kaisers; die Feinschmecker, welche noch an der Tafel des Konsuls gegessen und gefunden hatten, daß zu spät angefangen und zu früh aufgestanden wurde, konnten sich an diesen lukullischen Dinern schadlos halten.

Die Tafel bestand für gewöhnlich aus 25 Bedecken, das Menu enthielt: vier Suppen, zwei Schüsseln Suppenfleisch, vier Relevés, 24 Vorspeisen, acht Braten, mehrere Fleischspeisen, 20 Zwischenspeisen, zwölf Nebengerichte und vier Salatsorten. Zum Dessert wurden serviert: vier verschiedene Käsesorten, vier Schalen mit Fruchtbonbons, zwölf mit kleinen Kuchen, zwölf mit Kompott und Früchten. Nach dem Kaffee folgten noch 24 verschiedene Eisarten.

Der Kaiser aber hielt am Sonntag Familientafel und zwar wie an Wochentagen in irgend einem beliebigen Salon, nur war das Tafelgeschirr anstatt von Silber von vergoldetem Silber. Es gab bei Tisch drei Fauteuils, für den Kaiser, die Kaiserin und Madame Mère, und so viel Sessel als für die verschiedenen Prinzen und Prinzessinnen nötig waren; diese Herrschaften rangierten lediglich dem Lebensalter nach, eine Regel, von der nie und nirgends abgewichen wurde. Die Prinzessinnen nahmen Platz, sobald sich die Kaiserin gesetzt hatte, und zwar links von derselben der Reihe nach wie folgt: Julie, die Gemahlin

Joseph's, Hortense, Gemahlin Louis', Katharina, Gemahlin Jérôme's, dann kamen die Schwestern: Elisa, Pauline, die letzte war Karoline, obwohl sie Großherzogin von Berg und später Königin von Neapel war. Rechts neben dem Kaiser saßen: zunächst Madame Mère, dann die Brüder Joseph, Louis, Jérôme, dann die Fürsten Piombino (Bacciochi), Borghese und zuletzt Murat.

Murat hat häufig wegen seines Platzes bei Tische „reklamiert“, allein der Oberzeremonienmeister konnte den eigenhändigen und ausdrücklichen Bestimmungen des Kaisers gegenüber nichts tun. Neben der letzten der kaiserlichen Schwestern nahmen Platz die Prinzessinnen Auguste und Stephanie, neben der letzteren der Stiefsohn des Kaisers: Eugen. Nur ein einziges Mal ist der Kaiser von dieser Tischordnung, und zwar zu Gunsten von Stephanie Beauharnais abgewichen; es war damals, als er die Adoption vollzogen hatte; Auguste kam erst nach der Scheidung von Josephine nach Paris.

Der Kaiser und die Kaiserin, sowie Madame Mère werden bei Tafel von Page bedient, Prinzen und Prinzessinnen von Tafeldeckern und Lakaien. Der einzige Unterschied in Bezug auf das Zeremoniell zwischen den Sonntags-Diners und den an Wochentagen bestand vielleicht darin, daß die Serviettenkörbe auf den Serviertischen à porté der Majestäten stehen mußten.

Der Kaiser ist eine Zeit lang unschlüssig gewesen, ob er die bei den bourbonischen Königen übliche Tafelordnung d. h. das öffentliche Diner an Sonntagen, einführen sollte

oder nicht. Er hat jedoch schließlich gefunden, daß in dieser Zeremonie „Gökendienerei, Maulafferei und Kriecherei“ zum Ausdruck kämen: wer den Souverän von Auge zu Auge sehen wollte, brauchte ja nur in die Kirche zu gehen, ihn aber essen zu sehen, das hieß nach seiner Anschauung soviel wie: sich auf beiden Seiten lächerlich machen. „Die Zeitumstände“, sagte Napoleon auf St. Helena, „hätten die bourbonische Zeremonie auf den kaiserlichen Prinzen anwenden lassen, natürlich nur während seiner Jugend: er war ja gleichsam das Kind der Nation, wenn er allen Empfindungen angehörte, warum sollte er nicht auch allen Augen angehören?“

Das Menu, nur wenig reichlicher als an Wochentagen, bestand aus: zwei Suppenarten, dem Bouilli, einem Relevé, sechs Vorspeisen, zwei Braten, vier Zwischengerichten, zwei Fleischschüsseln, vier Nebengerichten, zwei Salatarten; das Dessert aus: zwei Käsesorten, vier Assietten mit Zuckerwerk, vier mit kleinem Buttergebäck, vier Kompotarten und vier Körben mit Früchten. Die Bourbonen änderten dies bei ihrer Rückkehr. Bei dem Familiendiner am 6. Januar 1820 wurden aufgetragen: zwei Suppenarten, vier Relevés, sechzehn Vorspeisen, vier Braten, vier Fleischschüsseln und sechzehn Zwischengerichte.

Man hat dabei zu bemerken, daß die Diners des Königs um ganze Stunden länger dauerten, als die des Kaisers, der, wenn er am Wochentage allein mit der Kaiserin speiste, zehn oder zwölf Minuten aushielt, an Sonntagen auch nur wenige Minuten zulegte und eine Viertelstunde,

manchmal sogar zwanzig Minuten bei Tafel saß; erhob er sich früher, so machte die Kaiserin der Tafelrunde ein Zeichen und man blieb ohne ihn sitzen.

Das Beste war jedenfalls das, was Eugen tat: er dinierte zuvor.

Nach aufgehobener Tafel pflegte der Kaiser, wenigstens in den Jahren von 1804 bis 1810, sich in den Salons seiner Gemächer aufzuhalten, mit seiner Mutter, seinen Schwestern oder der Kaiserin zu plaudern. Ausnahmsweise, aber nur äußerst selten, wurde ein fremder Fürst zu diesen intimen Zirkeln zugelassen. Stephanie und Eugen gehörten ja nach ihrer Adoption zur Familie. Der badische Prinz war ein Verwandter, der Großherzog von Würzburg war Marie Louise's Onkel. Es scheint, daß die nachherigen Könige von Sachsen, Bayern und Württemberg den Zutritt erhalten haben, es gab ja auch da nähere Beziehungen.

Daß Bernadotte und Frau, sowie Desirée Clary am 25. September 1810 zu der Familientafel hinzugezogen wurden, war eine nie dagewesene Gunstbezeugung; man muß aber bedenken, daß es der Abend vor Bernadotte's Abreise nach Schweden war. Es hatte langer Verhandlungen zwischen dem Oberzeremonienmeister, dem Oberhofmarschall und dem Oberkammerherrn bedurft, um diesen außerordentlichen Eingriff in die Etikette wieder gut zu machen und zu regeln: ein Präzedenzfall lag ja nicht vor. Obwohl Bernadotte noch als Marschall von Frankreich und Prinz von Pontecorvo galt, erschien er doch bereits zu diesem Familiendiner in schwedischer Uniform. Erst

nach der Tafel, in den Gemächern der Kaiserin, wurde er als „Kronprinz von Schweden“ vorgestellt, zunächst der Kaiserin Marie Louise, sodann dem Kaiser. In Bezug auf die Prinzessin von Pontecorvo war das Zeremoniell einigermaßen abgefürzt worden, und die Dame schon nach der Parade vorgestellt. Nicht weniger als zwei Kabinettsbefehle des Kaisers, zwei verschiedene Vorschläge vom Oberzeremonienmeister, die sich mit dem geringfügigsten Detail beschäftigten, waren erforderlich gewesen, um den Verlauf dieses seltenen Hofereignisses in die gehörige Form zu bringen — man sieht daraus, wie sehr die Etikette das große Wort führte und wie sehr das Ereignis außerhalb des Rahmens der gewohnten Hergänge lag.

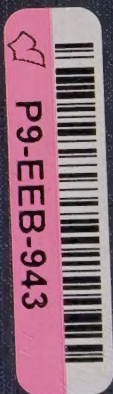
Nach der zweiten Heirat trat insofern in Bezug auf die Familienvereinigungen eine Aenderung ein, als dieselben keine Fortsetzung nach dem Diner fanden. Es waren seitdem an Sonntagen stets große Hofgesellschaften und Theatervorstellungen in den Gemächern der Kaiserin.

Abschaffung der Paraden, Ueberfluß an Gesellschaften, verschärfte Etikettenvorschriften, der Kaiser immer mehr dem Bereich anderer Sterblichen entrückt — das waren charakteristische Zeichen der neuen Kaiser-Aera.

Es gab viele, die darin ein Vorzeichen des Unterganges des Empire sahen.

Wer weiß — vielleicht hatten sie Recht!





P9-EEB-943